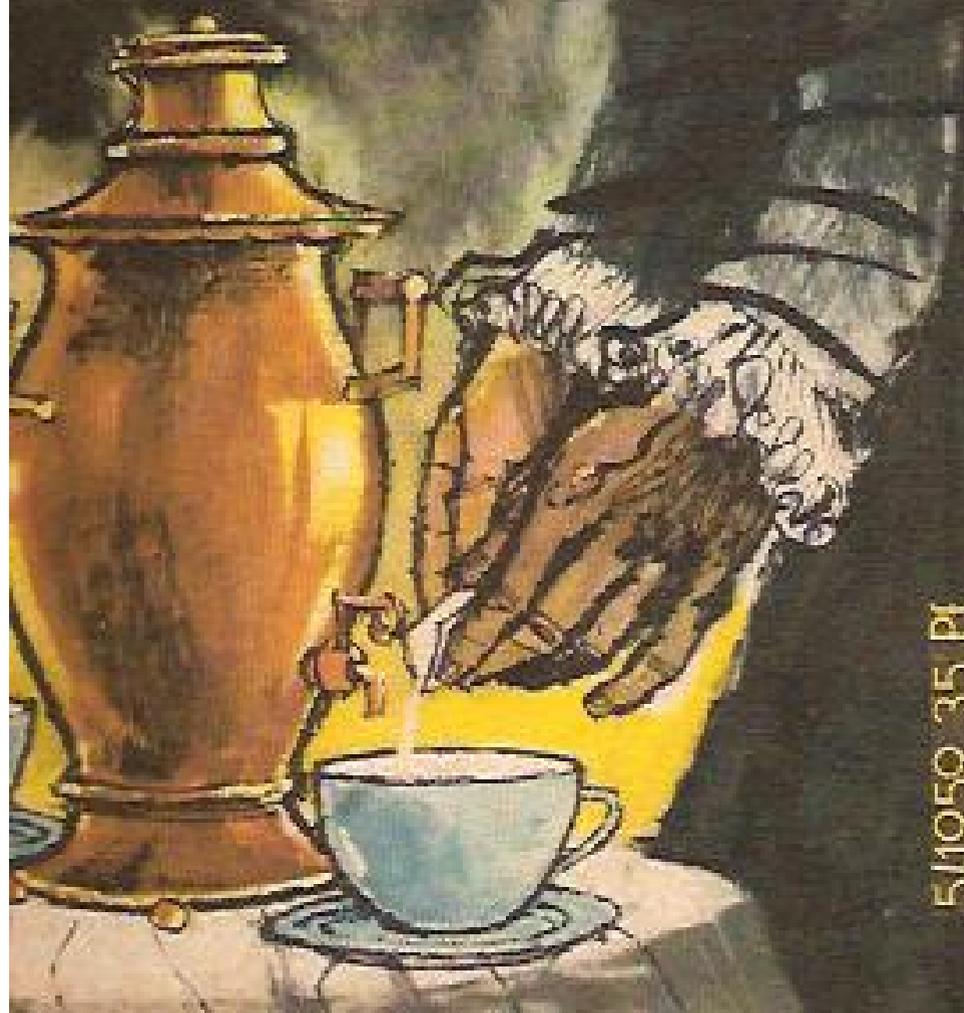


GEHEIMBUND

*„Blauë Schwenter“*



5/1959 35 Pf

KLEINE JUGENDREIHE

L. Owalow

# **Geheimbund „Blaue Schwerter“**

Erzählungen Major Pronins

VERLAG KULTUR UND FORTSCHRITT BERLIN 1959

10. Jahrgang 1. Märzheft

Gekürzte Fassung

Übersetzer:

Die „Blauen Schwerter“

Winterferien Günter Jänicke

Das Märchen vom feigen Teufel Ludwig Böhme

Veröffentlicht 1959 im Verlag Kultur und Fortschritt

Berlin W 8, Taubenstraße 10 Alle Rechte vorbehalten

Lizenz-Nr. 3-285/63/59

Umschlag und Illustrationen: Karl Fischer Satz und Druck: VEB Landes-  
druckerei Sachsen, Dresden III-9-5

Die „Blauen Schwerter“

Einen schweren Winter hatten wir 1919. Kolttschak verwüstete Sibirien, Denikin marschierte auf Charkow, und Judenitsch\* bedrohte Petrograd. Auch im Hinterland war der Feind nicht untätig: in der Nähe von Petrograd begann ein konterrevolutionärer Aufstand.

Ende Juni wurde ich im Kampf schwer verwundet. Offen gestanden, ich rechnete nicht mehr damit, wieder auf die Beine zu kommen. Man brachte mich jedoch nach Moskau, und dort wurde ich so weit wiederhergestellt, daß ich mich schon im August zur Front zurückmelden wollte.

„Also, Genossen“, erklärte ich, „so und so sieht’s aus. Ich halte mich für völlig genesen und bitte, mich zu meinen Kameraden zurückzuschicken.“

„Ausgezeichnet, Genosse Pronin“, antwortete man mir, „nur fahren Sie nicht an die Front, sondern nach Petrograd. Sie werden zur Tscheka abkommandiert, der Außerordentlichen Kommission zum Kampf gegen Konterrevolution und Sabotage.“

Die Wichtigkeit der mir übertragenen Arbeit begriff ich nicht sofort. Meine Genossen, dachte ich, vergießen an der Front ihr Blut, und ich muß im Hinterland bleiben. Sicher will man mich nach der Verwundung schonen und mir Zeit lassen, wieder zu Kräften zu kommen.

„Nun gut“, entgegnete ich. „Darf ich gehen?“

\* Kolttschak, Denikin, Judenitsch: die Generale der drei stärksten weißgardistischen Armeen, die während des Bürgerkrieges die Sowjetmacht bedrängten. Kolttschak rückte von Osten heran, Denikin von Süden und Judenitsch von Estland aus.

„Da ist Ihr Meldeschein“, sagte man mir, „fahren Sie los!“

In Petrograd angekommen, meldete ich mich bei der Außerordentlichen Kommission und wurde an den Genossen Kowrow verwiesen.

Kowrow wollte alles mögliche von mir wissen – wer ich bin und was. Na, was war ich denn damals schon? Handwerker, Soldat – damit waren meine Titel erschöpft. Ich war gerade 27 Jahre alt, den Weltkrieg hatte ich im Schützengraben erlebt, war an der Front der Partei der Bolschewiki beigetreten, hatte mich freiwillig zur Roten Armee gemeldet, besondere Kenntnisse – keine, Bildungsgrad – nicht vorhanden, mit einem Wort – glänzen konnte ich nicht.

Kowrow fragt mich also aus und sagt dann:

„Ausgezeichnet, Genosse Pronin, wir schicken Sie auf Beobachtungsposten.“

Ich freue mich schon, denke, ich komme wieder an die Front, in die vordersten Linien; auf Spähtrupp war ich immer gern gegangen.

„Haben Sie Geduld?“ fragt Kowrow.

„Wenn es verlangt wird, ja“, erwidere ich.

„Ausgezeichnet“, wiederholt Kowrow. „Hier haben Sie eine Zimmerzuweisung, gehen Sie zur Fontankastraße, die Nummer ist angegeben, mieten Sie sich ein Zimmer in dem Haus.“

„Und was soll ich dort?“ frage ich.

„Die Villa gehörte früher Frau Borezkaja, einer reichen Petersburger Dame. Sie wohnt auch jetzt noch dort. Sie hat eine Menge Landgüter besessen und auf allen möglichen Banken so viel Geld, daß ich nicht begreifen kann, warum sie nicht ins Ausland geflohen ist. Entweder hat sie es verpaßt, oder sie hat gehofft, die Bolschewiki würden sich nicht lange halten. Ihre Villa ist Volkseigentum geworden. Nun

befindet sich aber eine wertvolle Porzellansammlung darin. Die Borezkaja besitzt eine von der Museumsverwaltung ausgestellte Schutzurkunde, gilt sozusagen als Hüterin des Porzellans.“

Ich höre Kowrow zu und verstehe überhaupt nichts.

„Ja, aber was habe ich damit zu tun?“

„Du ziehst bei ihr ein“, fährt Kowrow fort. „Die Wohnung ist geräumig, also wird sich Platz für dich finden. Das Haus scheint uns verdächtig, verstehst du? Wir beobachten es schon lange. Noch wissen wir nichts Genaueres, können der Borezkaja nichts nachweisen, aber... Kurz und gut: Es muß einer von uns hin. Erkläre ihr, du seist verwundet gewesen, befändest dich jetzt im Ruhestand, würdest bis zur völligen Genesung von deiner Invalidenrente leben und ihr nicht zur Last fallen.“

„Und weiter?“

„Weiter nichts. Ziehst ein und bleibst wohnen. Gehst so selten wie möglich aus dem Haus, und sobald du etwas Verdächtiges merkst, kommst du zu mir. Verstanden?“

„Vielleicht – könnte ich doch lieber zur Front?“

Kowrow schüttelt nur den Kopf.

„Disziplin, Junge. Füge dich und laß dich's nicht verdrießen.“

Ich mußte mich also fügen. Ich nahm die Einweisung und ging zur Fontankastraße. Ein Haus wie viele andere auch, geräumig, vornehm, mit einer hohen, geschnitzten Tür – es konnte einem schon gefallen.

Ich läutete. Eine alte Frau öffnete und sah mich über die Türkette hinweg fragend an. Mit grauem Haar, in schwarzem Kleid und – der Hungerjahre ungeachtet – ziemlich wohlgenährt. Das Haar trug sie hochgekämmt, mit einem Knoten auf dem Scheitel. Meinen damaligen Vorstellungen nach

ähnelte sie eher einer Kaufmannsfrau als einer vornehmen Dame.

„Ich möchte die Bürgerin Borezkaja sprechen“, sage ich.

„Ich bin Frau Borezkaja“, antwortet sie. „Was wollen Sie von mir kleiner Matrose?“

Für einen Matrosen hielt sie mich wohl wegen meiner Marinejacke. Als ich Moskau verließ, sollte ich eine neue Uniform erhalten, doch gab es im Lager nichts anderes als Marinejacken. So mußte ich also Matrose spielen, obgleich ich niemals bei der Marine gedient hatte.

Ich gab ihr die Einweisung.

„Ist Ihnen bekannt, Matrose“, fragt mich die ehemalige Eigentümerin des Hauses, „daß ich eine Schutzurkunde über den ganzen Wohnraum besitze?“

„Ist mir bekannt, liebe Frau“, antworte ich, „aber wo soll ich denn jetzt abends hin? Das Wohnungsamt ist geschlossen, und Bekannte habe ich hier keine.“

„Wo dienen Sie denn, Matrose?“ fragt sie weiter.

„Nirgends diene ich“, erkläre ich ihr. „Man hat mich wegen Invalidität auf Rente gesetzt und hierhergeschickt.“

„Können Sie Holz hacken?“ will sie wissen.

„Warum sollte ich das nicht können“, erwidere ich.

„Na, dann kommen Sie herein“, sagt sie. „Ich werde sowieso jemand aufnehmen müssen, die Zeiten sind nun einmal so, und Sie scheinen ein sympathischer Mensch zu sein.“

Sie ließ mich eintreten, verriegelte die Tür wieder, legte die Kette vor, hieß mich die Füße ordentlich abtreten und führte mich durch die Zimmer. Solch reiche Einrichtung hatte ich noch in keinem Hause gesehen. Vor den Fenstern seidene Vorhänge, auch die Wände mit Seide bespannt, mit Holz verschalt, polierte Möbel mit Bronzeverzierung und Vergoldung, Schränkchen mit Kristallglasscheiben, und überall –

auf Regalen, Tischen, Etagere – stand herrliches Geschirr: Vasen, Schüsseln, Tassen und vielerlei Figuren.

Hinter diesen prachtvollen Räumen lag ein einfacheres und kleineres Zimmer, jedoch auch sehr vornehm, vielleicht zu vornehm für einen jungen Mann, wie ich damals war.

„So, hier können Sie sich einrichten“, sagt sie. „Dieses Zimmer hatte früher mein Neffe. Jetzt wohnt er in einem Dorf bei Pskow. Er ist Lehrer geworden.“ Sie schwieg und seufzte. „Seitdem bin ich ganz allein... Aber wir wollen uns bekannt machen, wie es sich gehört: Ich heiße Alexandra Jewgenjewna. Vielleicht wird es zu zweit wirklich unterhalt-samer sein.“

Da wohnte ich nun mit der Alten in der Villa. Es war Sep-tember, die Straßen trocken, wie im Sommer schien die Sonne, kein Regen fiel. Ich aber führte meinen Auftrag aus. Ich saß auf dem Sofa, schlenderte durch die Räume, sah mir vor Langeweile alle möglichen Teller und Tassen an und wurde von Tag zu Tag vor Nichtstun stumpfsinniger. Ab und zu lief ich auf die Straße und kaufte mir am Zeitungs-stand eine Zeitung. An der Front sah es besorgniserregend aus. Zwar brach Koltshak unter den Schlägen der Roten Armee zusammen, dafür hatte aber Denikin Charkow ge-nommen und marschierte nun auf Kursk. In Petrograd mun-kelte man etwas von einem neuen Überfall Judenitschs. Vor Unruhe stockte einem bald das Herz. Wie gern hätte ich mich zur Front gemeldet. Aber Kowrow ließ mich nicht ge-hen.

Auf alle Fälle baute ich mir für den Winter einen „Bour-geoisofen“, wie die selbstgefertigten Öfen in Petrograd da-mals im Scherz genannt wurden. Ich flocht aus Draht ein eisernes Gerippe, bemauerte es mit Ziegelsteinen, konstru-ierte einen Rauchabzug, kurz gesagt – ich handwerkelte, so

gut ich es eben verstand. Auch den Ofen im Zimmer der Alten überholte ich.

Alexandra Jewgenjewna und ich lebten einträchtig zusammen. Abends teilte ich Hering und Kartoffeln mit ihr, sie gab mir dagegen von ihrer Hirsegrütze ab. Den Tee tranken wir aus allerseltenstem Geschirr. Sie erzählte und erklärte mir alles: Sevres, Meißen... Damals hatte ich freilich keine Ahnung davon. Ich saß nur da und sagte immerzu ja. Das Geschirr war wirklich wunderschön. Und was die Alte betraf, so hatte ich nicht den geringsten Verdacht. Ich war innerlich fest davon überzeugt, daß man mir noch ein, zwei Monate Schonzeit gönnen wollte und daß die Borezkaja nur als Vorwand diente. Wie sollte ich denn auch Verdacht hegen? Sie saß alle Tage zu Hause, niemand kam zu ihr, sie las Bücher, unterhielt sich mit mir, betete zum lieben Gott – was war daran schon Verdächtiges? Womit sie ihren Lebensunterhalt bestritt, war mir auch klar. Sogar in jenen Hungerjahren gab es in Petrograd genug Interessenten für allerlei Wertgegenstände – Bilder, Teppiche, Porzellan. Da tauschte meine „Oma“ eben ab und zu so eine Tasse ein. Die Käufer kamen zu ihr ins Haus. Mir erklärte die Alte, sie nehme die Sachen nicht aus der Sammlung, sondern von ihrem eigenen Gebrauchsgeschirr – obwohl ich, offen gestanden, auch ein Auge zugeedrückt hätte, wenn sie den einen oder anderen Teller aus der Sammlung verkauft hätte. Dumm, wie ich damals war, dachte ich: Was macht das schon: ein Stück mehr oder weniger. Hauptsache, man erhält Hirse, Reis oder Erbsen dafür.

Wenn so ein Käufer kam, fragte er:

„Haben Sie vielleicht altes Sevres oder Meißen zu verkaufen?“

Na, und die Alte antwortete natürlich: „Wenn Sie mit Hirse

oder Reis bezahlen, wird sich etwas finden.“

Wie oft hatte ich das schon gehört. Ich achtete gar nicht mehr darauf.

Vor Kummer und Langeweile verschlechterte sich mein Schlaf. Zusammen mit der Alten aß ich Abendbrot und trank Tee, dann legte ich mich hin. Ich schlief unruhig, vernahm Stimmen, Schritte und Geräusche. Morgens erwachte ich dann zerschlagen und mit mir selbst unzufrieden.

In Erwartung des Winters begann ich einen Vorrat Brennholz zu schaffen. Wer weiß, dachte ich, wie lange ich noch hier wohnen muß, und im Winter frieren ist kein Vergnügen. Sollte ich von meinem Posten abberufen werden, bleibt das Holz für die Alte. Sie ist auch keine Katze, hat kein eigenes Fell. Ganz in der Nähe entdeckte ich in einer Querstraße einen Garten. Alle möglichen Bäume standen darin, Büsche, Bänke – doch die Hauptsache war ein prächtiger Bretterzaun. Ich stapelte das Holz in einem Keller der Villa auf.

Einmal komme ich in den Garten – selbstverständlich war ich nicht der einzige, der sich dort Brennholz holte – und sehe, wie sich am Zaun ein stupsnäsiges Bürschchen abmüht, Bretter loszubrechen.

„Soll ich helfen?“ frage ich.

„Laß nur, ich schaff es allein“, meint er.

„Wie heißt du denn?“

„Vitka.“

„Und wie alt bist du?“

„Dreizehn.“

„Komm nur, ich helfe dir.“

„Ach wo!“

Sein Ehrgefühl gestattete ihm nicht, fremde Hilfe anzunehmen. Mein Vitka riß also an dem Brett; das gab zwar nach, aber auch der Junge konnte sich nicht halten. Bauz!

fiel er auf den Rücken, das Brett ihm gegen die Stirn, die Lippen zuckten – gleich würde er anfangen zu weinen.

Ich dachte mir: Du mußt ihn böse machen, sonst heult er los. Hinterher schämt er sich, läuft davon, und unsere Bekanntschaft ist zu Ende.

„Dieses Brett“, sage ich, „nehme ich dir weg.“

Der Junge springt auf, zeigt die Zähne und hat den Schmerz im Nu vergessen.

„Dann werf ich dich mit Steinen“, droht er.

Wir unterhielten uns, und was soll ich sagen – wir gefielen einander! Ich brach drei Bretter für mich los, zwei für ihn, dann gingen wir zusammen zurück.

„Wo wohnst du?“ frage ich ihn.

„Hier, in der Fontanka.“

„Und was macht dein Vater?“

„Vater arbeitet im Putilow-Werk.“

„Was hat euch denn hierher in die Fontanka verschlagen?“

„Man hat uns aus einer Kellerwohnung herausgeholt...“

Wir erreichten die Fontanka.

„Wo wohnst du nun?“

„Da“, sagt er, „in dem großen Haus, im ersten Stock. An der Tür hängt noch ein Schild: ‚Baron von Merder‘.“

„Na, dann komm, Baron!“ sage ich. „Gehen wir zu mir. Ich zerhacke dir deine Bretter.“

Anstandshalber zierte er sich erst etwas, war schließlich aber doch einverstanden. Am nächsten Tag gingen wir schon gemeinsam nach Holz. Dann lud ich ihn zu mir ein, und unsere Freundschaft war besiegelt. Ich erzählte ihm vom Krieg, von der Roten Armee, von Denikin und Koltschak, reinigte mit ihm meinen Revolver, zeigte ihm, wie gezielt wird, brachte ihm das Morsealphabet bei, kurzum: wäre der Junge an die Front gekommen, er hätte sich bewährt.



Auch Viktor tat für mich, was er konnte: er begann, mir Arithmetik beizubringen. Jeden Abend kam er zu mir, Schularbeiten machen. Dann hockten wir beieinander und lösten alle möglichen Aufgaben.

Einmal fügte es sich, daß ich allein im Hause war. Alexandra Jewgenjewna war weggegangen, entweder nach Bezugscheinen oder auf den Markt, um gegen ein Tuch Zucker einzuhandeln.

Ich sitze in meinem Zimmer und lese. Plötzlich klingelt es. Ich gehe zur Tür und öffne.

Auf der Vortreppe steht ein Mann. Spitzbart, grauer Mantel, nichts Auffälliges.

Er schaut mich an, hüstelt so merkwürdig und fragt:

„Haben Sie Meißner Porzellan zu verkaufen?“

Ich sehe, ein Käufer. In den letzten Tagen waren sie, wer weiß warum, selten zu meiner Wirtin gekommen. Ich wollte die Gelegenheit nicht verpassen. Tust deiner Alten einen Gefallen, denke ich.

„Warum nicht“, sage ich, genauso wie Alexandra Jewgenjewna immer antwortet, „haben wir, wenn Sie mit Hirse oder Reis bezahlen.“

Der Unbekannte schmunzelt, drückt mir einen Brief in die Hand, dreht sich um und verschwindet, ohne noch ein Wort zu sagen. Merkwürdig!

Ich kehre in mein Zimmer zurück, überlege und beschließe: Es schadet nichts, wenn du den Brief liest. Ich öffne den Umschlag. Der Inhalt ist in einer fremden Sprache geschrieben, in der Ecke erblicke ich zwei gekreuzte Schwerter, gezeichnet mit blauem Farbstift. Die Sache ging über meinen Verstand.

Als die Alte zurückkam – wir hatten ausgemacht, die Wohnung niemals allein zu lassen – zog ich, ohne ihr ein Wort zu

sagen, meine Matrosenjacke an und ging direkten Wegs zu Kowrow. Ich erzählte ihm alles der Reihe nach und gab ihm den Zettel.

„Du mußt ein halbes Stündchen hier warten, Genosse Proinin“, sagte er und ging aus dem Zimmer. Nach zwanzig Minuten ungefähr kam er wieder und gab mir den Brief zurück.

„Siehst du, die Weißgardisten warten darauf, daß Jude-nitsch Petrograd überfällt. Sie bereiten einen bewaffneten Aufstand vor“, erklärte er mir... „In der Stadt gibt es viele konterrevolutionäre Gruppen und Grüppchen. die alle einem gemeinsamen Stab unterstehen. Eine dieser Organisationen nennt sich ‚Blaue Schwerter‘, aber wo sie sich versammelt, wußten wir bisher nicht. Verstehst du? Geh jetzt heim und gib deiner Wirtin den Brief. Kein Wort, daß du hier gewesen bist, und achte zu Haus auf jede Kleinigkeit...“

Ich ging heim, sprach mit der Alten über dieses und jenes; später kam Viktor zu mir, wir unterhielten uns über Geographie und über Landkarten, und erst dann, tat ich, als fiel mir plötzlich der Brief wieder ein.

„Verzeihen Sie mir bitte, Alexandra Jewgenjewna, heute hat jemand einen Brief für Sie abgegeben, ich hatte das ganz vergessen.“

Sie nimmt den Brief, liest ihn noch in meiner Gegenwart und fragt:

„Haben Sie ihn geöffnet?“

„Ja“, sage ich, „Sie müssen meine Neugierde schon entschuldigen, ich dachte, es könnte sich um etwas Eiliges handeln...“

„Wer hat Ihnen den Brief gegeben?“ erkundigt sie sich.

Ich erzähle, wie alles zugegangen ist: „Ein Mann hat nach Porzellan gefragt, und ich habe geantwortet: ‚Nur für Hirse oder Reis.‘“

„Richtig“, lobt sie mich. „Und was sagte er?“

„Er ging weg.“ Ich stelle mich erstaunt und frage: „In welcher Sprache ist denn das geschrieben?“

„In Englisch“, erklärt sie mir. „Er bittet mich, Tassen mit der Marke herauszusuchen, die hier oben angegeben ist. Er holt sie später ab.“

Daraufhin ging sie in ihr Zimmer und kam mit einigen Tassen zurück. Tatsächlich, auf dem Boden der Tassen waren die gleichen blauen Schwerter abgebildet wie in dem Brief. Offen gestanden, mir kamen Zweifel: Sollte Kowrow mit seinem Argwohn nicht übertrieben haben? Die Schwerter waren doch wirklich eine Fabrikmarke.

Na, wir tranken zu dritt Tee aus diesen Tassen, dann ging Viktor heim, und ich legte mich schlafen.

Nach drei Tagen kommt abends Alexandra Jewgenjewna zu mir, gutgelaunt, aufgeräumt und gesprächig.

„So eine freudige Überraschung, Iwan Nikolajewitsch“, sagt sie. „Mein Neffe ist zu Besuch da. Erinnern Sie sich, ich habe Ihnen schon von ihm erzählt. Er ist Lehrer in der Nähe von Pskow. Auf Dienstreise ist er hergekommen.“ Sie bittet mich zu sich ins Zimmer.

„Da ist er“, sagt sie, „mach dich bekannt, Wolodja.“

Dieser Wolodja begrüßt mich also – ein großer, stattlicher Bursche, blond, blaue Augen, den Kopf kahlgeschoren. Er trägt eine Soldatenbluse, Wattehosen und rindslederne Stiefel.

„Ich werde auf einmal so müde“, beginne ich meine Rolle vor Alexandra Jewgenjewna. „Kaum, daß ich die Augen offenhalten kann.“

„Dann legen Sie sich nur nieder“, antwortet sie, wünscht mir gute Nacht, ich ihr ebenfalls, und geht hinaus. Dann verschließe ich die Tür, lösche das Licht, ziehe geräuschvoll die

Stiefel aus und lege mich aufs Bett. Ich fang sogar an zu schnarchen, erlaube mir aber nicht zu schlafen. Ich war auch gar nicht müde. Eine Stunde mag so vergangen sein, vielleicht auch mehr...

Plötzlich höre ich eine Tür schlagen – leise, als ob jemand die Klinke aus der Hand geglitten ist. Ich vernehme Stimmen und Schritte... ganz deutlich. Vorsichtig erhebe ich mich, nehme meinen Revolver, gehe zur Tür und lausche.

Stille. Leise, leise öffne ich die Tür. Alles ist dunkel. Barfuß schleiche ich über den Flur, den gespannten Revolver in der Hand. Durch die Salons gehe ich, durch den Saal, wie eine Katze schleiche ich. Die Nerven sind zum Zerreißen gespannt.

So gelange ich bis zum Eckzimmer, in dem die Alte ihr wertvollstes Porzellan aufbewahrt. Die Tür ist geschlossen, aber durch den unteren Spalt dringt schwacher Lichtschein. Drinnen unterscheide ich Stimmen. Nicht nur einige, sondern viele... lauter Männerstimmen. Von einem Überfall wird leise gesprochen, von der Besetzung eines Gebäudes, Judenitsch wird einige Male genannt...

Eiskalt überläuft es mich. Erst gestern las ich in der Zeitung, daß Denikin Kursk genommen hat. Jetzt, denke ich, wollt ihr euch wohl in Petrograd mausig machen, ihr Schurken? Nein, hier kommt ihr nicht mit heiler Haut heraus! Das Eckzimmer war so gut wie eine Mausefalle. Alle drei Fenster nach der Straße waren vergittert, und es gab nur eine Tür – die in den Saal. Los, Wanja, sage ich mir, fang diese Volksfeinde in ihrem eigenen Nest!

Ich taste mit der Hand: der Schlüssel steckt in der Tür. Eins, zwei, herumgedreht und eine Kommode vor die Tür gerückt ein schweres, riesiges Ding, das gleich daneben an der Wand steht. Dann stürze ich zum Fenster, reiße es auf

und stelle mich aufs Fensterbrett. Tumult bricht aus im Eckzimmer. Jemand rüttelt und klopft an der Tür und schreit:

„Mach auf, du Hund, sonst geht es dir schlecht!“

„Das wollen wir sehen, ihr Schufte!“ schreie ich zurück.

„Wagt euch nicht ans Fenster oder an die Tür, ich schieße jeden nieder!“

Ich sehe ein, daß ich allein mit dieser Übermacht nicht fertig werde. Ich muß Leute zu Hilfe rufen... Mündung nach oben und – peng! peng! Man wird es hören und herbeieilen. Wie soll ich mir denn sonst Unterstützung verschaffen? denke ich. Die im Zimmer schreien noch immer und pochen gegen die Tür. In der Falle sitzt ihr, meine Lieben, denke ich, da kommt ihr nicht heraus!

Ich schieße noch einmal... Hinter der Tür wird plötzlich alles still. Die Straße entlang kommt jemand gelaufen. Eine Patrouille!

„Was gibt es?“ fragen sie.

„So und so, Genossen“, sage ich, „wir müssen eine weißgardistische Bande ergreifen und entwaffnen...“

Sofort stellt sich ein Teil der Patrouille vor der Tür und den Fenstern auf, die andern aber laufen nach Verstärkung. Nicht lange, und auf einem Lastwagen treffen Tschekisten ein. Wir gehen in den Saal, schieben die Kommode beiseite, öffnen die Tür, und – man stelle sich meine fatale Lage vor! – das Zimmer ist leer! Nicht die kleinste Spur weist darauf hin, daß dort eben noch Menschen gewesen waren.

In diesem Augenblick kommt die Borezkaja in den Saal, im Morgenrock und mit einer Kerze in der Hand. Sie verliert beim Anblick so vieler, ihr doch gewiß nicht angenehmer Menschen keinen Augenblick die Fassung.

„Was geht hier vor, Bürger?“ fragt sie. „Ich bin im Besitz einer Schutzurkunde. Außerdem wollen Sie bitte etwas vor-

sichtiger sein! Hier befindet sich wertvolles Porzellan, das in Kürze Volkseigentum sein wird.“

„Sie wissen genau, was hier vorgeht“, wird ihr geantwortet. „Eben noch waren Leute in diesem Zimmer!“

„Wer sollte denn darin gewesen sein?“ widerspricht die Bo-rezkaja, „es wohnt doch nur dieser kranke Matrose bei mir...“ – und ohne mit der Wimper zu zucken, zeigt sie auf mich. „Er ist an der Front schwer verwundet worden, gilt jetzt als Invalide und ist bei mir einquartiert. Ich weiß selber nicht, wie ich mich vor ihm schützen soll; überall wittert er Konterrevolutionäre, läuft mit dem Revolver durch die Zimmer und scheint mir überhaupt nicht ganz richtig im Kopf zu sein.“

Was sollte ich tun? Ich konnte diese Worte nicht widerlegen. Ich war als Invalide einquartiert, und – das gab den Ausschlag – außer mir und den Mäusen befand sich tatsächlich kein Fremder mehr im Haus.

Die Alte schluchzte dann auch noch und sprach:

„Ich bitte inständig, mich von so gefährlicher Nachbarschaft zu befreien. Ich bin eine alte Frau, wie soll ich mich schützen?“

Alles schaute mich mitleidsvoll an, und hinter meinem Rücken hörte ich etliche wenig schmeichelhafte Bemerkungen über meine Person. Das Ganze endete damit, daß ein Protokoll über mein ruhestörendes Betragen aufgesetzt wurde. Man prüfte meine Papiere und befahl mir, mich am Morgen zur Untersuchung in der psychiatrischen Klinik einzufinden.

Ich wartete den Morgen ab, ging dann zu Kowrow und gab ihm das Fläschchen mit Tee.

„Den Tee läßt du da“, sagte Kowrow, „aber wie du dich aufführst, mein Lieber, gefällt mir gar nicht. Veranstaltest

nachts Schießereien, weckst die ganze Straße auf, was soll das? Mit solcher Arbeit ist uns nicht gedient. Wie kann man sich nur auf sich allein verlassen? Da bist du nun sozusagen beim Spionageabwehrdienst und weißt nicht, daß du uns sofort verständigen mußt, ohne vorher eine Panik zu verursachen...“

Ich erklärte ihm, wie sich alles zugetragen hatte, rechtfertigte mich...

„Vielleicht warst du wirklich betrunken?“ fragte Kowrow.

In der Tat, die Umstände sprachen gegen mich, ich durfte nicht beleidigt sein, ich besaß keinerlei Beweise. Daher erwiderte ich nur:

„Bin ich ein Revolutionär oder irgendein Dahergelaufener?“

„Schon gut“, antwortete Kowrow. „Jetzt wollen wir erst mal sehen, mit was für Tee dich deine Alte bewirbt.“

Er rief seinen Stellvertreter, gab ihm das Fläschchen und trug ihm auf, in ein chemisches Laboratorium zu fahren und eine Analyse des Tees anfertigen zu lassen.

„Und du“, wandte er sich an mich, „gehst einstweilen ein Stück spazieren, meinetwegen sieh dir ein Museum an.“

Nach ungefähr einer Stunde kam ich zurück und wurde zu Kowrow gerufen. Er saß da und lachte.

„Du behauptest, daß du die Stimmen nicht geträumt hast?“ fragte er. „Da kannst du schon recht haben. Weshalb sollte dich deine Alte sonst auch mit Morphinum bewirten? Du weißt doch, es gibt so ein Mittel, ein Schlafmittel.“

„Also davon habe ich so einen bleiernen Schlaf? Und ich dachte, das kommt von der Langeweile...“

„Trotzdem hast du heute nacht eine Dummheit begangen“, fuhr Kowrow fort. „Viel Geschrei und wenig Wolle. Jetzt werden sie noch vorsichtiger sein. Lassen wir sie in dem

Glauben, sie hätten uns an der Nase herumgeführt. Du aber bist das nächste Mal schlauer, vermasselst nicht wieder alles.“

Ich kam nach Hause, offen gestanden, in sehr gedrückter Stimmung, doch die Alte hielt schon einen neuen Schlag für mich bereit. Kaum hatte ich mich auf das Sofa gesetzt, da klopfte es an die Tür – die Borezkaja. Sie nahm Platz, als sei nichts vorgefallen, und lächelte sogar.

„Iwan Nikolajewitsch, ich habe eine Bitte“, sagte sie. „Ich kann Ihren Freund, der uns immer besucht, nicht mehr durch meine Zimmer gehen lassen. Er ist mir zu ungezogen und ausgelassen. Sie wissen selbst, überall steht seltenes Geschirr. Die Verantwortung dafür tragen nicht Sie, sondern ich.“

„Ich kann doch wohl meine Bekannten empfangen!“ entrüstete ich mich. „Ich bin doch hier nicht in Einzelhaft!“

Aber sie ließ nicht locker, und da ich unsere Beziehungen nicht noch mehr verschärfen wollte, gab ich schließlich nach.

Als Viktor abends kam, ging ich zu ihm auf die Treppe hinaus und sagte ihm, was ich der Alten hatte versprechen müssen.

Eine Weile überlegte ich hin und her, dann teilte ich ihm auch meinen Verdacht mit. Natürlich nicht alles, nur, daß es mir vorkäme, als ob sich nachts in der Villa Feinde der Sowjetmacht versammelten...

Die Augen des Jungen glänzten, er hing an meinen Lippen, verlor kein einziges Wort.

„Es ist für mich besser, das Haus jetzt so selten wie möglich zu verlassen“, sagte ich. „Komm von nun an unauffällig an mein Fenster und klopfe leise an die Scheibe... Das Morsealphabet, das ich dir beigebracht habe, kannst du es noch?“

„Ja“, antwortete er. „Ich verspreche dir, Iwan Nikolajewitsch, ich werde am Tage und abends an dein Fenster kommen.“

„Das ist gut“, sagte ich. „Es könnte sein, daß ich deiner Hilfe bedarf...“

Von diesem Tage an wurde mein Leben noch eintöniger. Ich saß mit der Alten allein im Haus und hatte absolut nichts zu tun. Sie las tagein, tagaus Bücher, und auch mir blieb nichts anderes übrig. Besuch bekam sie nicht mehr, und es würde wohl lange dauern, bis sich wieder jemand sehen ließ. Die Alte und „ihre Neffen“ waren auf der Hut – zweimal hintereinander geht der Fuchs nicht in ein und dieselbe Falle.

Äußerlich schienen unsere Beziehungen vollkommen in Ordnung. Sie war eine kluge Frau, und ich bin auch nicht gerade dumm. Beide sahen wir ein: Ein schlechter Frieden ist besser als Streitereien.

Allerdings ließen wir einander, bildlich gesprochen, nicht aus den Augen.

Eines Abends sitzt sie bei mir, als gerade Viktor ans Fenster klopft. O weh, denke ich, das paßt schlecht.

Die Alte fährt sogleich zusammen.

„Mir scheint, da klopft es?“ flüstert sie.

„Das ist Viktor“, sage ich. „Er kommt mich besuchen. Ich unterhalte mich mit ihm jetzt immer durchs Fenster, und da klopft er eben.“

Ich öffne das Fenster und rufe:

„Bist du's, Viktor?“

„Ja. Iwan Nikolajewitsch!“ antwortet er.

„Alexandra Jewgenjewna ist bei mir“, rufe ich ihm zu. „Reden wir morgen!“

Das fixe Kerlchen versteht sogleich.

„Na gut, dann also morgen“, ruft er.

Ich sehe, die Alte hat sich beruhigt. Bald darauf wünscht sie mir gute Nacht und geht in ihr Zimmer.

Der Oktober kam. Wie ich eines Morgens aufwache, ist es im Zimmer eiskalt. Ich blicke zum Fenster – die Scheiben sind angelaufen, draußen quillt grauer Nebel.

Das Wetter ist nun doch umgeschlagen, richtiger Herbst ist draußen, mit aufgeweichten Straßen und Regengüssen. Die Menschen aber eilen geschäftig hin und her.

Das Straßenbild hat sich zusehends belebt: In den nächsten Tagen muß sich das Schicksal Petrograds entscheiden. Die Stadt bereitet sich auf die Verteidigung vor. Für den Fall, daß die Weißgardisten eindringen, heben die Arbeiterabteilungen Schützengräben aus und errichten aus allem möglichen Holzwerk Barrikaden. An den Straßenkreuzungen werden Geschütze aufgestellt und in den Fenstern mit Hilfe von Sandsäcken Schießscharten geschaffen.

Ich stehe auf. Wie gern würde ich auch aus dem Haus gehen, zu den Genossen; aber ich darf meinen Posten nicht verlassen, die Feinde könnten plötzlich hier auftauchen.

Ich höre, wie die Alte im Korridor hin und her schlurft, hin und her. Warum ist das Weib bloß so unruhig? denke ich.

„Iwan Nikolajewitsch, schlafen Sie noch?“ fragt sie durch die Tür.

„Bin soeben aufgewacht, Alexandra Jewgenjewna“, rufe ich zurück.

„Wie kalt das heute ist!“ sagt sie von draußen her.

Aha, denke ich, deshalb also: sie läuft auf und ab, um sich zu erwärmen.

„Wirklich kalt?“ frage ich. „Ich merke doch gar nichts?“

„Sie haben eben noch junges Blut“, sagt sie. „Wollen Sie nicht etwas Holz heraufholen, Iwan Nikolajewitsch?“

Ich stecke den Revolver ein – meine Waffe lasse ich nie-

mals im Zimmer, wenn ich weggehe – , ziehe den Riemen straff und die Feldbluse glatt und trete hinaus.

„Holz kann ich schon holen“, sage ich. „Wie gut, daß es das bei uns nicht auch auf Bezugschein gibt.“

Ich steige also die Stiege zum Keller hinab, schließe die Tür auf, gehe hinein, nehme einen Armvoll Holz auf, und plötzlich – plauz! – die Tür wird zugeschlagen. Ich stürze hin, aber draußen wird schon der Riegel vorgeschoben.

Bist der Hexe doch in die Falle gegangen, Wanja, sage ich zu mir selbst. Im Keller ist es dunkel, unmöglich, etwas zu unterscheiden. Tastend finde ich zum Holz zurück, lasse mich darauf nieder und denke nach. Was nun? In die Tür schießen? Das Schloß ist so stabil, daß keine Kugel es zertrümmern kann; außerdem muß ich ja Munition sparen. Verhandlungen aufnehmen? Als ob man mit diesen Halunken verhandeln könnte! Außerdem ist ja gar niemand da. Deine Lage ist nicht beneidenswert, Wanja, denke ich. Aber nur nicht die Nerven verlieren! Hast schon einmal übereilt gehandelt, und nichts ist dabei herausgekommen.

Nach einiger Zeit war mir, als hörte ich Schritte und Stimmen über meinem Kopf, als würde oben etwas Schweres, Gewichtiges bewegt. Dann trat plötzlich Stille ein, kaum daß ein Laut nach unten drang. Sie hatten die Tür zum Keller verbaut. Soll da mal einer verhandeln...

Dunkel war es und unheimlich. Kannst noch ersticken hier, dachte ich. Aber es atmete sich leicht. Da entsann ich mich, daß die Alte mir erzählt hatte, in Weinkellern – und das hier war ja früher einer – müsse eine Ventilationsanlage sein.

Wirklich – irgendwoher schien frische Luft zu kommen. Also gab es hier Öffnungen! Aber die Alte hatte auch erzählt, daß in einem solchen Keller stets gleichmäßige Temperatur herrschen muß und daß die Luftschächte aus diesem

Grund sehr kompliziert und sinnreich eingebaut sind. Immerhin – dachte ich –, da die Abzüge nach draußen führen, wollen wir sie suchen... Sie mußten unter der Decke liegen. Aber bis hinauf konnte ich nicht langen. So schichtete ich an einer Wand entlang Holzscheite auf, stellte mich darauf und tastete die Wand ab. Einen Abzug fand ich. Ausgezeichnet, dachte ich, suchen wir weiter. Am Boden legte ich an der Stelle, wo sich oben der Abzug befand, zwei Holzklötze kreuzweise übereinander.

Kurz gesagt, ich fand drei Luftschächte: in der Wand, in der die Tür war, gab es keinen.

Nun setzte ich mich an der Tür nieder und rief mir die Lage des Hauses ins Gedächtnis zurück. Der Kellereingang, erinnerte ich mich, befindet sich auf der Straßenseite, die gegenüberliegende Wand auf der Hofseite, die linke liegt zur Vortreppe hin, die rechte... die rechte ist die Seite, auf der sich mein Fenster befindet.

Also gut, dachte ich, wollen wir's versuchen.

Von der Tür ging ich zur rechten Ecke, dann tastete ich mich an der Wand entlang bis zu den Markierungsklötzen und errichtete unter dem Luftschacht ein festes Podest aus Holzscheiten. Ich kletterte hinauf, nahm ein Scheit in die Hand und begann gegen den Rand des Luftschachtes zu klopfen:

„Viktor... Viktor...“

Der Arm schläft mir ein... Verflucht und zugenäht! denke ich. Mißmut lähmt mich. Wenn alles vergeblich ist? Die Zeit vergeht – wie spät es ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Der Arm versagt mir den Dienst, aber meine Hoffnung kann sich ja nur verwirklichen, wenn ich mein Klopfen keine Sekunde unterbreche... Über meinem Kopf vernehme ich undeutlich Stimmen und Geräusche. „Halt aus, Wanja“, spreche ich mir

selber Mut zu und klopfte weiter:

„Viktor... Viktor...“

Plötzlich höre ich von weitem, kaum vernehmlich, eine Antwort. Wie gebannt stehe ich da und drücke mich lauschend gegen die Wand.

„Ich bin da... Ich bin da...“, klopft es.

Wie hat er mich bloß gefunden? denke ich.

„Warte und höre“, morse ich, lasse den Arm sinken, sammle neue Kraft und klopfte wieder: „Hörst du mich?“

„Ich höre“, dringt es zu mir herab.

„Bin im Keller eingeschlossen“, teile ich Viktor mit. „Laufe zur Tscheka, verlange Kowrow und erzähle ihm, was los ist. Schnell, schnell!“

„Ich gehe“, kommt es zurück. Dann wird es still, Viktor ist fort.

Na schön, wozu es verheimlichen, ich beging jetzt wieder eine Disziplinlosigkeit. Sei es, daß ich ermattet war, sei es von der Aufregung, jedenfalls legte ich mich auf das Holz und schlief ein, so seltsam und unwahrscheinlich das auch klingen mag. Lange werde ich kaum gelegen haben – fünf bis zehn Minuten, mehr nicht –, dennoch fühlte ich mich gleich frischer. Ich ruhte noch etwas aus und kletterte dann wieder auf mein Holzpodest. Ich stand und lauschte: Viktor könnte etwas fragen wollen. Ziemlich lange verharrte ich so, aber es war nichts zu hören. Dann vernahm ich plötzlich wieder Lärm und Gepolter über meinem Kopf. Es schien mir sogar, als würde geschossen. Endlich wurde oben etwas zur Seite gerückt, jemand kam die Treppe herab und zog den Riegel zurück. Für alle Fälle hielt ich den Revolver schußbereit. Die Tür öffnete sich, und in den Keller trat Kowrow.

„Diesmal warst du wirklich auf der Höhe, Genosse Pronin“, sagt er zu mir.

„Hier unten im Keller?“ frage ich.

„Ja, im Keller“, bestätigt Kowrow und lacht. „Es war nicht leicht, dich zu finden. Sie hatten den Zugang nach unten mit einem Schrank verstellt.“

„Wer denn ‚sie‘?“ frage ich.

„Die ‚Blauen Schwerter‘“, antwortet Kowrow. „Schon lange sind wir hinter diesen Verschwörern her. Du weißt doch, es bestand so eine Organisation von weißgardistischen Offizieren in Petrograd...“

„Bestand?“ unterbreche ich ihn.

„Ja“, bestätigt Kowrow. „Erst vor einer halben Stunde hörte sie auf zu bestehen. Wir haben sie alle gefaßt. Einige haben sich verteidigt, andere versuchten durch eine Geheimtür auf den Hof zu entweichen. Aber wir hatten auch da unsere Leute.“

„Ist dem Jungen nichts passiert?“ frage ich.

„Er sitzt im Auto“, antwortet Kowrow, „will dauernd herunter zu dir, macht sich Sorgen um dich. Aber der Schofför hat Befehl, ihn nicht wegzulassen.“

„Nur durch seine Hilfe konnten die Verschwörer festgenommen werden“, erkläre ich. „Ohne ihn wäre es mir schlecht ergangen. Ich verstehe nur nicht, wie er den Luftschacht entdeckt hat.“

„Ein findiger Junge“, meint Kowrow. „Aus dem wird ein guter Tschekist. In der Dämmerung kam er an dein Fenster und klopfte. Man trommelte ihm etwas zurück. Er klopfte noch einmal und erhielt als Antwort wieder etwas Zusammenhangloses. Dann rief die Alte durchs Fenster, du seist, aus dem Haus gegangen, er möge morgen wiederkommen. Sofort witterte Viktor falsches Spiel, ging zwar vom Fenster weg, blieb aber dicht am Haus. Unaufhörlich strich er an der Wand entlang, in der Hoffnung, du würdest ihn rufen. Na,

und du hast ihn ja auch gerufen...“

Wir traten zusammen auf die Vortreppe hinaus. Regen, Nebel und Wind schlugen uns entgegen.

„Dann ist also meine Aufgabe hier erfüllt?“ wende ich mich an Kowrow.

„Diese Offiziere“, erwidert er, „wollten das Telegrafenamnt und andere Regierungsgebäude besetzen.“ Er zieht die Brauen zusammen, knöpft seine Lederjacke zu und blickt finster ins Dunkel. „Judenitsch ist wieder im Angriff gegen uns, da wollten sie ihm von innen her zu Hilfe kommen.“ Er hält mir die Hand hin und drückt meine. „Auf Wiedersehen, Genosse Pronin“, sagt er, „ich hoffe, wir sehen uns wieder.“

Ich verabschiedete mich von ihm, laufe dann zum Auto und bringe Viktor heim.

Wir treten in sein Haus, steigen ins erste Stockwerk hinauf, bleiben vor der Tür stehen, an der ein Messingschild mit der Aufschrift „Baron von Merder“ glänzt, und klingeln.

Eine Frau öffnet, eine einfache, noch junge Frau.

„Wo treibst du dich herum?“ empfängt sie Viktor aufgeregt. „Der Vater muß gleich an die Front, und du bleibst bei dem Wetter auf der Straße...“

Auch der Vater kommt heraus.

„Sind Sie Pronin?“ fragt er mich.

„Der bin ich“, antworte ich. „Woher wissen Sie das?“

„Viktor hat von Ihnen erzählt.“

Wir machen uns bekannt.

„An die Front?“ frage ich.

„Ja“, antwortet er. „Gegen Judenitsch.“

„Ich will mich morgen auch zur Front melden“, sage ich.

„Aber vielleicht essen wir erst zusammen Abendbrot?“ lädt er mich ein.

Nun, ich sagte zu, und so begann unsere Bekanntschaft.

## Winterferien

Judenitsch war geschlagen, Petrograd hatte ein für allemal Ruhe, und ich wurde wieder Kowrow zur Verfügung gestellt.

„Du möchtest also einen gefährlichen Auftrag haben? Gut, dann geben wir dir Operativarbeit“, sagte er zu mir.

Nun hatte ich wirklich keinen Anlaß, mich über ein langweiliges Leben zu beschweren. Wir jagten hinter Verbrechern, Spekulanten und Verschwörern her. Eine gewiefte Bagage war das. Mit manchen von ihnen gab es Schießereien, nicht schlechter als an der Front... Kurz, wir machten groß reine in Petrograd; zu tun gab es genug.

In jenen Jahren habe ich viel erlebt, hier will ich nur erzählen, wie mir Viktor im Jahre 1920 wieder einmal zu Hilfe kam.

Nicht lange, und ich fühlte mich als echter Petrograder. Ich hatte diese Stadt liebgewonnen, hatte mich an sie gewöhnt und Freunde und Bekannte darin gefunden. Am engsten war ich jedoch mit Shelesnows befreundet. Viktors Vater – das Herz wird mir schwer, wenn ich daran zurückdenke – hatten die Weißgardisten im Kampf um Jamburg getötet. Viktor war sozusagen unter meine Obhut gekommen. Oft besuchte ich die Shelesnows und teilte meine Rationen mit ihnen. Ich erkundigte mich nach Viktors Schulzeugnissen und sprach seiner Mutter, Sinaida Pawlowna, Mut zu.

„Freilich haben Sie es vorläufig noch schwer, aber bald wird sich das geben“, sagte ich zu ihr. „Nicht lange mehr, und Viktor ist erwachsen. Dann wird er Ihnen helfen.“ Damals war mir Viktor schon – na, nicht gerade wie ein Sohn, aber wie ein Neffe.

Eines Tages ließ Kowrow mich zu sich kommen und sagte: „Hier in Petrograd ist das Archiv eines bedeutenden aus-

ländischen Agenten versteckt, es enthält Dokumente über die Verbindung der ehemaligen Provisorischen Regierung zu einer imperialistischen Macht und wie diese etliche weißgardistische Verschwörungen finanziert hat. Du verstehst, diese Dokumente sind von einiger Bedeutung für unseren Staat. Den Feinden gelang es nicht mehr, sie rechtzeitig aus Petrograd wegzuschaffen. Wie uns jedoch bekannt ist, versuchen sie das jetzt. Wir müssen also dieses Archiv finden. Dir, Genosse Pronin, kann ich verraten, daß zu den konterrevolutionären Organisationen, die der Agent unterstützte, auch die ‚Blauen Schwerter‘ gehörten. Du erinnerst dich doch noch an sie? Frische also in deinem Gedächtnis alles wieder auf, was damit zusammenhing.“

„Da erteilst du mir ja eine schöne Aufgabe, Genosse Kowrow“, gab ich ihm zur Antwort. „Das ist leicht gesagt: das Archiv finden. Einen Packen Papier in Petrograd! Eher fände ich noch eine Stecknadel in einem Heuschaber.“

„Nach Papier sollst du ja auch gar nicht suchen“, erwiderte Kowrow, holte hinter dem Schrank ein Pferdejoch mit einer Glocke hervor und fragte mich:

„Kannst du Pferde anspannen?“

„Hör auf, zeig das Ding lieber her!“ sagte ich, da ich glaubte, Kowrow wolle mich reinlegen. Ich betrachtete das Joch eingehend, konnte aber nichts Besonderes daran bemerken.

„Darf ich es zerbrechen?“ fragte ich Kowrow

„Andere haben es doch auch nicht zerbrochen“, antwortete er, nahm ein Glas vom Tisch und gab es mir.

„Da, halte!“

Ich nahm das Glas, Kowrow hielt das eine Jochende darüber, drehte an der Glocke, und sogleich ergoß sich aus dem Joch eine farblose Flüssigkeit in das Glas. Dann drehte Kowrow die Glocke schnell wieder herum, und das seltsame

Reservoir schloß sich.

„Trink“, sagte er.

Ich hob das Glas, roch daran, trank – und schaute Kowrow verwundert an.

„Sprit?“ fragte ich.

„Ganz recht“, bestätigte Kowrow. „Auf diese Art und Weise ist er über die Grenze gebracht worden.“

Ich schwieg.

„So ist es auch mit den Papieren“, erklärte Kowrow. „Gib dir Mühe, herauszufinden, worin sie versteckt werden könnten.“

Ich ging nach Hause und überlegte. Konzentriertes Denken war aber damals noch nicht meine stärkste Seite. Plötzlich fiel mir dabei ein: Während du hier grübelst, werden die Papiere aus der Stadt geschafft! Dabei war innere Ruhe das wichtigste, besonders in unserem Beruf. Ehe ich mich an diesen Grundsatz gewöhnt hatte, wieviel Mißerfolge, wieviel Fehler unterliefen mir da! Peinlich, daran auch nur zu denken.

Ich saß also zu Hause, überlegte und kam zu keinem Entschluß. Damals besaß ich noch nicht die Vorstellungskraft, die mir gestattete, von meinem Zimmer aus die Gedanken auf Suche zu schicken. Ich begab mich deshalb zurück in meine Dienststelle, sah die Akten der konterrevolutionären Organisationen durch und vermerkte auf einem Stadtplan alle Gebäude, in denen die Verschwörer gewohnt hatten. Dann zog ich los.

Noch immer hatte es Petrograd schwer. Heizmaterial fehlte, die Lebensmittelzufuhr klappte nicht. Trotzdem herrschte gute Stimmung unter der Bevölkerung. Wie ein belebender Frühlingswind breitete sich das Wissen um den nahen Endsieg aus.

Bei meinen Wanderungen durch die Stadt kam ich auch zwei- oder dreimal an der Villa der Borezkaja vorbei. Die Erinnerungen, die sich für mich damit verbanden, waren ausschließlich unangenehmer Art, und jedesmal, wenn ich vorüberging, ärgerte ich mich. Mag sein, daß ich darum meine Nachforschungen in diesem Haus begann. Erstens waren es äußerst gerissene Burschen, die darin ihr Unwesen getrieben hatten, und zweitens hatten sie mich für dumm verkaufen wollen, und mein Ärger darüber war noch immer nicht richtig verraucht.

Ich ging zu Kowrow.

„Sage mir bitte“, wandte ich mich an ihn, „was habt ihr damals in der Villa gefunden, als die Offiziere festgenommen wurden?“

„Waffen, eine gewisse Summe Devisen und Patronen“, erwiderte er. „Nichts von Bedeutung.“

„Unmöglich“, entgegnete ich, „unmöglich, daß diese gerissene Bande in einem für sie so günstigen Haus nichts weiter versteckt hätte. Gib mir die Erlaubnis, eine Haussuchung durchzuführen.“

„Damit verursachst du nur Panik“, meinte Kowrow. „Besichtigen kannst du das Haus. Wir geben vor, die Wohnungsverwaltung wolle es renovieren und müsse daher eine sorgfältige technische Überprüfung durchführen.“

Ich bekam einige Leute zugeteilt und begab mich mit ihnen zu meiner ehemaligen Wohnung. Verständlicherweise erinnerte nichts mehr an die Borezkaja. Alle Wertgegenstände waren längst in den Besitz verschiedener Museen übergegangen, und in dem Haus wohnten einfache Mieter, die auf Anweisung des Wohnungsamtes dort eingezogen waren. Dieser Umstand erschwerte die Besichtigung des Hauses: In jedem Zimmer wohnte eine andere Familie. Die Leute be-

gegneten uns jedoch zuvorkommend und bemühten sich, uns die Arbeit zu erleichtern, wo sie nur konnten.

Im Verlauf zweier Tage klopften wir alle Wände ab, krochen durch Böden und Keller, lösten stellenweise Tapeten und Parkett, untersuchten jede Stufe auf den Treppen, die Schornsteine und die Abzüge – kurz, wir führten eine technische Überprüfung durch, wie sie kein Baumeister je gründlicher vorgenommen hat, und – fanden nichts.

Während der Überprüfung erfuhr ich nebenbei von den Mietern, wer im Hause ein und aus ging. Ab und zu übernachtete ein Milchmann von auswärts hier. Allerdings hatte man ihn nie weiter als bis in die Küche gelassen, und er war auch selber immer darauf bedacht, bei seinen Kannen zu bleiben.

Nach dem Milchmann erkundigte ich mich näher. Er entpuppte sich als ein einfacher Bauer. Mich machte zuerst stutzig, daß er aus der Gegend von Pskow kam. Pskow liegt von Petrograd weit entfernt. Aber nicht nur das ließ mich aufmerken – damals kamen viele Bauern aus den entlegenen Dörfern nach Petrograd und handelten gegen Lebensmittel die besten Sachen billig ein. Etwas anderes machte mich mißtrauisch. Mir fiel ein, daß der „Neffe“ der Borezkaja, der mich so geschickt um den Finger gewickelt hatte, ebenfalls aus dieser Gegend kam. Der Gedanke setzte sich bei mir fest, daß der Milchmann und der „Neffe“ ein und dieselbe Person seien.

Ich bat einen der Mieter, mich zu benachrichtigen, wenn der Bauer wiederkäme, ich wolle Butter bei ihm kaufen. Dieser Milchmann, der von so weit herkam, brachte natürlich keine Milch, sondern Butter und Sahne ins Haus. Milchmann wurde er nur aus alter Gewohnheit genannt.

Wir ließen die Villa natürlich nicht aus den Augen, aber

auch der Mieter erwies sich als verlässlicher Mann und rief mich bald darauf eines Morgens in meiner Wohnung an.

„Der Milchmann ist da“, teilte er mir mit. „Ich habe ihm gesagt, er solle Butter für Sie aufheben. Kommen Sie nach dem Dienst vorbei.“

Ach, denke ich, der gute Mann war übereifrig! Mich sollte er verständigen, nun hat er auch noch dem Milchmann Bescheid gesagt! Aber es war damals üblich, guten Bekannten so einen Gefallen zu erweisen. Der Milchmann brauchte deshalb nicht unbedingt Verdacht zu schöpfen.

Ich wartete aber die Stunde ab, zu der in den Behörden die Arbeitszeit endet, und ging dann die Butter holen, gewärtig, einen alten Bekannten wiederzusehen. Ich betrat das Haus über die Vortreppe und verlangte den Mieter. Er führte mich in die Küche – und wen sehe ich dort? Es war wirklich ein waschechter Pskower Bauer.

Wir begrüßten einander.

„Ich dachte schon, Sie kämen nicht mehr“, wandte sich der Fremde an mich.

„Nicht doch“, entgegnete ich. „Aber ich kann doch nicht vom Dienst weglaufen.“

„Ordnung muß natürlich sein“, gab der Bauer zu.

Wir unterhielten uns über dieses und jenes.

„Sie übernachteten hier?“ fragte ich.

„Eine Nacht“, antwortete er. „Morgen kaufe ich ein, was zu Hause gebraucht wird, und fahre dann wieder zurück.“

Ich kaufte ihm Butter ab und brachte sie Shelesnows. Dann ging ich nach Hause und beschloß, meinen Milchmann nicht aus den Augen zu lassen, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben. Vielleicht war er wirklich nur ein Schieber? Trotzdem mußte untersucht werden, was er aus Petrograd mit nach Hause nahm. Die Tatsachen stimmten so verdächtig

überein: er stieg in diesem denkwürdigen Hause ab, wohnte direkt an der Grenze, noch dazu bei Pskow.

Am nächsten Morgen befand ich mich schon frühzeitig auf meinem Beobachtungsposten unweit der Villa. Gegen zehn Uhr verließ mein Bäuerlein das Haus. Den Sack mit den Kannen trug er über der Schulter. Er ging auf den Markt, drückte sich dort eine Weile herum, kaufte eine Jacke, Stoff und Kleinigkeiten für die Wirtschaft. Vom Markt aus begab er sich direkt zum Bahnhof. Nachdem er im Wartesaal Tee getrunken hatte, stellte er sich nach der Fahrkarte an. Nichts Auffälliges. Er erhielt seine Karte, wartete auf den Zug und drängte sich mit den übrigen Reisenden in den Wagen.

Der Schaffner des Nachbarwagens hatte Anweisung, mir das Dienstabteil zur Verfügung zu stellen und mich zu unterstützen.

Wir fuhren also nach Pskow. Es war Anfang Dezember, die Dunkelheit brach zeitig herein. Da die elektrische Beleuchtung der Wagen damals außer Betrieb war, hingen hier und da Laternen mit Kerzen, die ein dämmriges, einschläferndes Licht verbreiteten. Die Wagen schaukelten, die Räder ruckten im Takt – die meisten Reisenden wurden vom Schlaf übermannt.

Ich ging in den Nachbarwagen hinüber, den Kragen hochgeschlagen, die Pelzmütze ins Gesicht gedrückt. Mein Milchmann saß und schlief, seinen Kram hatte er unter der Bank liegen. Auch die anderen Leute schliefen alle, und anscheinend recht tief. Jetzt galt es zu handeln. Zum Schaffner zurückgekehrt, erklärte ich ihm, wo er den Milchmann finden könne.

„Gib dir Mühe, mein Lieber, und bringe mir seinen Reisesack“, bat ich ihn. „Ich möchte mir seine Sachen ansehen und mich überzeugen, ob der gute Mann kein Schieber ist.“

Der Schaffner ging und brachte mir nach zwanzig Minuten den Sack meines Bäuerleins.

Ehrlich gesagt, schäme ich mich heute noch, wenn ich zurückdenke, mit welchen Methoden ich damals gearbeitet habe. So plump und unbeholfen!... Der Kopf war noch nicht geschult genug! In Psychologie muß man Bescheid wissen, die Handlungsweise eines Menschen analysieren können, wir aber suchten damals mehr nach greifbaren Beweisstücken. Heute vermag ich es so einzurichten, daß der Verbrecher selber, ohne es zu ahnen, mir Hinweise gibt, was und wo er etwas versteckt hat. Für die Durchsuchung eines Sackes hätte sich bestimmt ein besseres Verfahren finden lassen. Man überlege bloß: Die Überprüfung des Hauses, der gestohlene Sack! Ich stieß ja den Mann geradezu mit der Nase darauf, daß er beobachtet wird.

Aber wozu viel reden! Ich schloß mich also im Dienstabteil ein, schickte den Schaffner hinaus, die Reisenden zu beobachten, und begann den Inhalt des Sackes zu sichten.

Eine Tuchjacke. Ich tastete sie ab – nein, es war nichts darin eingenäht. Grüner Velvet – sicher zu einem Kleid für die Frau oder für die Tochter. Nägel, Schlösser. Eine Kinderziehharmonika. Ich drückte sie leise zu. Sie war leer. Eine Schachtel mit Zuckerwerk und ein Stück Brot. Zwei Kannen. Ich sah hinein – auch sie waren leer. Keine glänzende Beute!

Aber da vergegenwärtigte ich mir noch einmal, daß der Besitzer der Milchkanne an der Grenze wohnte, und erinnerte mich vieler Gegenstände, die man Schmugglern abgenommen hatte. Kisten und Koffer mit doppeltem Boden, ausgehöhlte Stocke und Kumte, das spritzgefüllte Joch. Wenn nun die Kannen ähnlich beschaffen sind? dachte ich, drehte eine Kanne um und versuchte, den Boden von links nach rechts

abzuschrauben. Und was glaubt Ihr wohl? Es ging!

Ich schraubte den Boden ganz ab – er erwies sich als doppelt! Früher mochten in diesen Kannen Seide oder Spitzen über die Grenze geschmuggelt worden sein. Und jetzt? Ich



gestehe, das Herz stand mir still, als ich mich über die Kanne beugte und einen Packen Papiere sah.

Ich unterdrückte den Wunsch, sie herauszunehmen und den Milchmann zu verhaften, so schwer es mir auch fiel.

„Wenn nun der Bauer aufwacht und Lärm schlägt“, fragte der Schaffner, „was dann?“

„Ganz einfach“, erklärte ich ihm. „Bring den Sack an sei-

nen alten Platz zurück, als ob nichts geschehen sei. Sagst, der Sack sei dir aufgefallen, und du suchst nun seinen Besitzer.“

An die fünfzig Werst vor Pskow stieg mein Milchmann aus. Ich folgte ihm, wandte mich jedoch sogleich seitwärts. Wenn er mich erblickt hätte, wäre ihm wohl sofort der Zusammenhang klargeworden. Es war ein Fehler von mir, allein loszufahren. Nun konnte ich ihn nicht verfolgen.

Ich sah von weitem, wie er mit seinem Sack hinter das Stationsgebäude ging: ein Schlitten stand dort. Er brachte den Sack darin unter, stieg ein, und das Pferd zog an. Offenbar hatte ihn jemand von der Station abgeholt.

Sofort begab ich mich zum Stationsvorsteher und fragte:

„Wo ist der Schlitten her? Da, eben fährt er davon.“

„Ach“, erwiderte mir der Stationsvorsteher, „das ist der Afanasjew aus Solowiowka. Sie wollten wohl auch dorthin? Aus Petrograd ist der Alte gekommen. Fährt immer dorthin Butter verkaufen. Sein Sohn hat ihn abgeholt. Die hätten Sie mitgenommen...“

„Darum geht es nicht“, erklärte ich. „Das Pferd gefiel mir so gut.“

Mit dem ersten besten Zug fuhr ich zurück nach Petrograd.

Kowrow hörte sich meinen Bericht an und fragte:

„Was hast du weiter vor? Brauchst du Leute?“

„Ich möchte ihn nicht ins Bockshorn jagen. Ich halte es deshalb für angebrachter, du benachrichtigst die Grenzeinheit. Nötigenfalls kann ich mich dorthin wenden.“

Danach ging ich zu dem mir bekannten Mieter und bat ihn, mir wieder Bescheid zu geben, wenn es Butter gab. Der gute Mann rief mich wirklich kurz vor Weihnachten an, und nun traf ich mich mit Afanasjew schon wie ein alter Kunde, kaufte Butter und brachte sie Shelesnows.

„Sie sollten sich unsertwegen nicht solche Ausgaben machen, Iwan Nikolajewitsch“, sagte Sinaida Pawlowna verlegen.

„Schon gut, wir sind uns doch nicht fremd“, antwortete ich und fügte hinzu: „Ich muß aufs Land fahren, darf Viktor mitkommen? Wozu soll er die Ferien in der Stadt verbringen?“

„Ich weiß nicht recht.“ Sinaida Pawlowna zögerte. „Ich würde ihn schon lassen, aber Sie haben doch zu tun. Er wird Ihnen zur Last fallen.“

„Er wird mir helfen“, scherzte ich. „Soll er sich ruhig mal den Wind des Lebens um die Nase wehen lassen.“

Viktor stürzte zur Mutter, umarmte sie und bettelte:

„Mutti, liebste, beste! Laß mich mit Iwan Nikolajewitsch fahren. Dann werde ich das ganze Jahr lang so gut lernen, daß ich der beste Schüler werde. Nur für eine Woche laß mich mitfahren... Bitte, bitte, mein Ehrenwort!“

Sinaida Pawlowna ließ ihren Sohn natürlich mit mir fahren, und noch am selben Tage verließen wir Petrograd mit dem Pskower Zug, ohne auf Afanasjew zu warten. Ich hatte mein Gewehr mitgenommen und Schneeschuhe: Sollte man mich für einen Jäger halten!

Am Ziel angekommen, stiegen wir aus, mieteten einen Pferdeschlitten und fuhren nach Solowjowka, wo wir bei einem ortsansässigen Kommunisten abstiegen, den man uns in Petrograd als zuverlässig empfohlen hatte.

Ich gab unserem Wirt Verhaltensmaßregeln:

„Sagen Sie, daß ein Verwandter mit seinem Bruder bei Ihnen zu Besuch ist.“

Dann streckte ich Viktor seine Schier hin.

„Geh, tummle dich ein wenig“, sagte ich zu ihm.

Am darauffolgenden Tag fragte ich unseren Wirt:

„Ist Afanasjew eingetroffen?“

„Eben erst. Sein Sohn hat ihn abgeholt.“

„Rufen Sie doch den Viktor herein“, bat ich ihn. „Und bei Gelegenheit zeigen Sie ihm mal unauffällig den Afanasjew.“

Viktor kam.

„Ich habe einen Auftrag für dich“, eröffnete ich ihm. „Unser Wirt wird dir einen Bauern zeigen, und deine Aufgabe ist es, aufzupassen, ob er nicht vielleicht das Dorf verläßt. Drücke dich aber nicht allzu nahe bei seinem Haus herum. Tust so, als ob du durch die Gegend streifst, klar?“

Am Abend kehrte Viktor heim. Er hatte nichts bemerkt. In der Nacht strich ich um das Dorf – auch umsonst. Am Morgen löste Viktor mich wieder ab.

Nach kurzer Zeit kam er ganz außer Atem angelaufen.

„Er hat den Hof verlassen!“ rief er keuchend. „Ein Gewehr hat er bei sich, und ein Hund und ein junger Mann begleiten ihn. Sie gehen zum Wald. Komm schnell...“

„Da macht ihr such vergebliche Muhe“, meinte der Wirt. „Er geht mit seinem Sohn auf die Eichhörnchenjagd. Lohnt nicht, ihm nachzulaufen. Im Winter fährt Afanasjew entweder nach Petrograd, oder er jagt Eichhörnchen. Sind keine besonderen Jäger, er und sein Sohn, aber für einen Kragen und eine Mütze reicht’s schon, was sie in einem Winter schießen.“

Nach dem Mittagessen schickte ich Viktor wieder hinaus.

„Sobald sie zurückkommen, gibst du mir Bescheid!“

Nach zwei Stunden stürzte der Junge herein.

„Sie sind da!“

Wir nahmen unsere Schier, liefen durch die Gemüsegärten und über die Einfriedung und betraten den Wald.

Wie Meereswellen zogen sich die Schneewehen am Boden hin. Die dunkelgrünen Tannen hatten sich gleichsam nieder-

gehockt, um mit ihren buschigen Zweigen die Erde zu wärmen. Die kahlen Birken ragten hoch empor; gegen den bläulichen Schnee schimmerte das Weiß ihrer Stämme rosa. Es war ungewöhnlich still. Nur hin und wieder knackte ein Ästchen.

Viktor zeigte mir vier Schispuren. Man sah gleich, daß sie von guten Läufern stammten, so gleichmäßig zogen sie sich hin Nebenher liefen kleine, dicht aufeinanderfolgende Abdrücke, die von einem Hund stammten Wir gingen der Fährte nach, und sogar ich, der ich in der Stadt das Schilaufen fast verlernt hatte, glitt leicht und schnell dahin.

Fünf Kilometer hatten wir ungefähr zurückgelegt, da holte ich die Karte hervor. Ganz in der Nähe mußte die Grenze verlaufen. Schätzungsweise zwei Kilometer fehlten noch.

Weiter führte die Spur in eine kleine Schlucht mit steilen, stellenweise sogar abschüssigen Hängen. Unten riß die Spur plötzlich ab, führte einfach nicht mehr weiter. Der Schnee war festgetreten, eine umgestürzte Tanne lag da. Ich klopfte den Stamm ab, vielleicht war er ausgehöhlt. Nein, es hörte sich wie kompaktes Holz an. Wir suchten die Schlucht ab. Alles, was wir fanden, waren Schnee und schneebedeckte Büsche.

Ich wurde aus der Sache nicht schlau. Was war hier los? Ich hatte erwartet, die Afanasjews würden an irgendeiner Stelle die Grenze überschreiten, oder aber es käme ihnen von drüben jemand entgegen. Doch die Spur riß ganz eindeutig ab und führte nicht weiter.

Rechts von der Schlucht sah ich auf der Karte einen See, links hatte ich mir den Standort der Grenzeinheit eingezeichnet. Komm, dachte ich, gehst mal zu deinen Verbündeten und zeigst ihnen, daß du da bist.

Die Einheit fanden wir bald, fast ohne uns zu verlaufen. Ich

machte mich mit dem Kommandeur bekannt und zeigte ihm meine Papiere; er war schon von meiner Ankunft unterrichtet.

Ich teilte ihm meinen Verdacht mit, er glaubte jedoch nicht daran, daß jemand die Grenze überschritten haben könnte. Damals wurde die Grenze noch nicht so gut bewacht wie heute, die Einheiten verfügten über weniger Leute, Erfahrung hatten sie auch keine – aber der Kommandeur war von der Unverletzbarkeit der Grenze überzeugt.

„Wir hätten es auf jeden Fall bemerkt“, versteifte er sich.

Wir wünschten einander Erfolg, dann kehrte ich mit Viktor nach Solowjowka zurück.

Spät kamen wir zu Hause an, aber nach ein paar Stunden Schlaf weckte ich Viktor wieder.

„Aufstehen“, sagte ich. „Wir müssen aufbrechen.“

Alle Achtung! Mein Kleiner kollert von der Ofenbank, fährt in die Filzstiefel, steckt die Hände ins Wasser, wischt sich ein-, zweimal übers Gesicht wie eine Katze, zieht seinen Pelz an und sagt:

„Gehen wir.“

Draußen herrscht ein grimmiger Dezemberfrost. Die Nacht neigt sich ihrem Ende zu. Langsam, wie widerwillig, verblassen die Sterne. Der Himmel wird grau, und Schatten huschen über den Schnee, als flögen Vogelschwärme ganz niedrig über den Boden. Neuschnee fällt pulvrig zur Erde.

Das kann uns nur lieb sein: alle Spuren werden zugeweht, darunter auch unsere. Trotzdem nähern wir uns der Schlucht nicht auf direktem Wege, sondern schlagen einen großen Bogen, um sie von der anderen Seite zu betreten. Die Afanasjews sollen keine fremden Spuren sehen.

Etwas abseits, oben am Ausgang der Schlucht, graben wir im Schnee eine Höhle und verstecken uns darin wie die Bä-

ren. Da hocken wir nun, flüstern miteinander und halten uns verborgen – vor wem? Ringsum keine Seele. Ein Vogel fliegt vorbei, ein Zapfen fällt zur Erde, dann herrscht wieder winterliche Waldesstille. Nicht einmal ein Tier kommt in die Schlucht! Den ganzen Tag lang saßen wir so. Nur gut, daß wir Brot und Fleisch mitgenommen hatten, so brauchten wir wenigstens nicht zu hungern.

Am Abend kehrten wir unverrichteterdinge ins Dorf zurück.

Wieder weckte ich Viktor, als die Nacht zur Neige ging.

„Komm, versuchen wir’s noch einmal.“

Diesmal zog sich mein Junge schon nicht mehr so flink an. Den ganzen Tag in einem Schneeloch hocken ist ja auch kein Vergnügen.

Wir fanden unsere Höhle wieder, kletterten hinein und liteten diesmal gleich von Anfang an unter Langeweile.

Gegen Mittag hörten wir endlich Stimmen. Wir verharrten reglos. Menschen näherten sich. Ich lugte hinaus: sie stiegen die Schlucht hinab – Afanasjew und sein Sohn! Der Bursche mochte achtzehn sein, war aber größer als der Vater. Sie hatten einen Hund bei sich.

So einen hatte ich noch nie gesehen. Es war ein Schäferhund – aber was für ein großer! Wie kommt ein Pskower Bauer zu so einem wertvollen Tier? dachte ich. Im gleichen Moment stockte mir der Atem. Der Hund blieb stehen, hob die Nase, und mir kam es vor, als sträubte sich ihm leicht das Fell. Wenn er uns witterte, war alles verloren. Aber der Hund schien zu sehr darauf dressiert zu sein, nur seinem Herrn, nicht aber seinem Instinkt zu gehorchen. Er schnupperte deshalb nur und folgte dann wieder den beiden, als habe er nichts wahrgenommen.

Die Afanasjews erreichten den Grund der Schlucht. Der Al-

te nahm das Gewehr ab, lehnte es gegen die umgestürzte Tanne und warf die Jagdtasche in den Schnee. Dann ging er mit seinem Sohn zur Seite, wo er sich niederhockte und etwas ausgrub. Von meinem Versteck aus konnte ich nicht deutlich erkennen, was es war, es sah von weitem wie Stöcke aus. Darauf kehrte der Alte zu seiner Jagdtasche zurück und kramte in ihr herum. Der Hund stand beim Gewehr und rührte sich auch dann nicht, als der Alte ihm einen Knochen vor die Nase warf; er schielte nur danach. Der Alte beachtete den Hund nicht weiter. Ei rief seinen Sohn, zusammen fegten sie den Schnee von der Tanne, setzten sich und unterhielten sich. Ich beobachtete alles und wunderte mich. Was war hier los?

Plötzlich erscholl ganz in der Ferne Hundegebell. Afanasjews Köter horchte sofort auf, rührte sich jedoch nicht vom Fleck. Der Alte zog umständlich eine altmodische Zwiebeluhr aus der Tasche, blickte darauf, trat zum Hund und gab ihm einen Befehl.

Das Tier nahm den Knochen zwischen die Zähne und stürmte die Schlucht hinauf!...

Sofort wurde mir alles klar. Aha! dachte ich. Du bist also der Briefträger! Der Hund war schon fast am Rande der Schlucht angelangt. Ich durfte ihn auf keinen Fall entkommen lassen. Also sprang ich aus meinem Versteck hervor und brachte das Gewehr in Anschlag.

Kaltblütige Ruhe erfaßte mich, ich zielte. Schade um so einen Hund, aber was blieb mir anderes übrig? Ich drückte ab, der Schuß krachte, der Hund wälzte sich im Schnee. Hals über Kopf stürzte ich auf ihn zu.

Da schrie Viktor wie rasend hinter mir:

„Pronin! Paß auf! Pronin!“

Ich schaute mich um: Der Alte kam mit seinem Sohn gelau-

fen und zielte mir direkt in den Rücken. Ah, dachte ich, du Hund entgehst mir nicht! Ich warf das Gewehr weg, zog den Browning aus der Tasche und stürzte den Afanasjews entgegen.

„Wirf das Gewehr weg!“ schrie ich. „Oder ich schieße!“

Der Alte hätte meinen Worten vielleicht nicht Folge geleistet, aber der Sohn verlor die Fassung, er war noch zu jung.

„Wirf weg, Vater!“ rief er.

Der Alte senkte die Mündung.

Ich lief zu den beiden hin.

„Hände hoch!“ brüllte ich. „Hände hoch!“

Sie folgten meinem Befehl.

Da stand ich nun vor ihnen, und die Gedanken jagten sich im Kopf. Allein brachte ich sie weder zur Grenzeinheit noch ins Dorf, sie kennen doch hier jedes Loch im Boden und jedes Hügelchen. Gingen wir ohne Schier, saß ich eher als sie in einer Schneewehe, und auf Schiern liefen sie mir davon. Jetzt, dachte ich, ist Viktors Zeit gekommen.

„Viktor“, rief ich, wandte den Kopf aber nicht nach ihm um, da ich die Afanasjews nicht aus den Augen lassen durfte. „Ein Befehl für dich. Schnalle die Schier an und laufe zur Grenzwahe. Ich werde unsere Freunde einstweilen bewachen.“

Wenn ich Viktor gern habe, so auch deshalb, weil er in entscheidenden Augenblicken seine Aufträge immer genauestens ausführt. Befehl ist für ihn Befehl.

Ich hörte Schier davonfahren, Viktor hatte sich also auf den Weg gemacht. Ich aber stand vor den Afanasjews und zählte die Sekunden.

Der Alte erkannte mich.

„Wie hat Ihnen meine Butter geschmeckt?“ fragte er.

„Hab sie noch nicht probiert“, gab ich zurück. „Du bist ja

so teuer.“

„Wer unterm Preis abgibt, macht Pleite“, sagte er.

So standen wir und schickten Worte herüber und hinüber, bis ich in meinem Rücken Schritte vernahm und ein Rotarmist zu uns trat. Ich atmete auf und schielte zu ihm hin – ein kräftiger, stattlicher Bursche.

„Was gibt es hier?“

„Kommen Sie schon von der Wache?“ fragte ich statt einer Antwort. „Dann wissen Sie ja Bescheid...“

„Nein, ich komme nicht von der Wache“, unterbrach er mich. „Ich bin auf Streife.“

„Ich habe meinen Jungen zu euch geschickt“, sagte ich. „Wir haben hier zwei Helfershelfer der Weißen festgenommen.“

„Ja, ich glaube, meine Genossen kommen schon!“ meinte der Rotarmist. „Passen Sie noch eine Weile allein auf, ich laufe ihnen entgegen und mahne sie zur Eile.“

Wirklich hörte ich es im Unterholz knacken, da kamen sie schon.

Der Rotarmist rief mir etwas zum Abschied zu und verschwand hinter den Bäumen, ebenso schnell, wie er gekommen war. Sein Verhalten wollte mir nicht recht gefallen. Es war nicht kameradschaftlich, mich allein zu lassen; aber ich entschuldigte ihn – in der Aufregung denkt man nicht gleich an alles.

Bald waren die Rotarmisten zur Stelle, es mögen zehn Mann gewesen sein, außerdem der Kommandeur und Viktor. Vater und Sohn wurden festgenommen und entwaffnet, und ich konnte erleichtert die Schultern recken.



Zusammen mit dem Kommandeur ging ich zu dem erschossenen Hund, bei dessen Anblick mir nochmals das Herz weh tat. Wie er den Knochen zwischen die Zähne genommen hatte, so hielt er ihn jetzt noch. Wir drückten ihm die Kiefer auseinander, nahmen den Knochen heraus: er diente als Versteck für die Papiere.

Dann brachen wir nach Solowjowka auf.

„Ich war ärgerlich auf Ihren Rotarmisten“, wandte ich mich unterwegs an den Kommandeur, „er hat mich mit diesen Banditen alleingelassen.“

„Was für ein Rotarmist?“ fragte der Kommandeur.

„Na der, der dort Streifendienst hatte“, erklärte ich. „Er muß Ihnen doch entgegengelaufen sein.“

„Merkwürdig“, antwortete der Kommandeur. „Zu dieser Zeit konnte dort kein Streifenposten sein.“

Sofort war mir klar, daß ich mit dem Mann gesprochen hatte, der auf der anderen Seite den Hund empfangen sollte und der herübergekommen war, um den Grund für die Verzögerung zu erfahren. In Gedanken rief ich mir nochmals sein Äußeres ins Gedächtnis zurück, erinnerte mich seiner samtene Stimme und kam zu dem Schluß, daß ich vor nicht mehr als einer Stunde mit keinem anderen gesprochen hatte als mit dem „Neffen“ der Frau Borezkaja, der mich seinerzeit so geschickt zum Narren gehalten hatte.

Die Rotarmisten schwärmten im Walde aus – sie fanden ihn nicht mehr.

In Solowjowka führten wir bei den Afanasjews Haussuchung durch. Der Alte war hartgesotten und starrköpfig, er hätte sicher kein Wort ausgesagt, wenn nicht sein Sohn uns in den Kuhstall geführt hätte. Dort fanden wir unterm Mist eine Blechkiste mit einem Teil der Dokumente.

Später, als die Afanasjews nach Petrograd gebracht wurden, war es wieder der Sohn, der angab, wo sich das Archiv in der Villa befand. In einem Holzschuppen war die Kiste mit den Papieren vergraben, unter Schmutz und allem möglichen Gerümpel. Niemandem wäre es eingefallen, in diesem Winkel nachzuforschen.

Einen Teil des Archivs hatte der alte Afanasjew schon über die Grenze bringen können, aber auch das, was übriggeblieben war, hatte für uns großen Wert: Die Papiere gaben Auskunft über die Tätigkeit eines gewissen Leutnants Rogers – eben des Mannes, der sich mir als Neffe der Borezkaja vorgestellt und ungefähr vor einem Jahr in meinem Zimmer

übernachtet hatte.

Neujahr kam. Ich besuchte Shelesnows. Viktor saß über ein Buch gebeugt, Sinaida Pawlowna kochte auf dem Petroleumkocher Grütze. Ich unterhielt mich mit ihr über den Sohn, und er mischte sich nicht in unser Gespräch. Als sie aber einmal aus dem Zimmer gegangen war, trat er schnell zu mir und fing mit halber Stimme zu sprechen an; in Gegenwart der Mutter erwähnte er „unsere“ Dienstangelegenheiten nie.

„Eins verstehe ich nicht“, sagte er. „Wieso hat dieser Weißgardist dich nicht erschossen? Du hättest mich damals nicht fortschicken sollen.“

„Er hat mich ja gerade deshalb nicht erschossen, weil ich dich zur Grenzwache geschickt hatte“, erwiderte ich und zog ihn an seinem Lausbubenschopf. „Er hörte die Rotarmisten kommen und entfernte sich. Es war für ihn riskant, mich anzufallen; dadurch hätte er die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. So ließ er mich eben in Ruhe und zog es vor, zu verschwinden.“

„Ohne zu versuchen, seine Freunde zu befreien?“ fragte Viktor. „Die Afanasjews waren doch seine Freunde.“

„Siehst du“, erklärte ich ihm, „diese Leute legen Kameradschaft auf ihre Weise aus. Die Afanasjews waren für ihn wertlos geworden, und da hat er sie eben geopfert. Sie dagegen haben ihn nicht verraten, vielleicht hofften sie sogar, daß er sie retten würde.“

Viktors Augen begannen zu glänzen.

„Was. meinst du, ob dieser... ob er schon über die Grenze ist?“

„Beschwören kann ich es nicht. Ich halte es für möglich, daß er sieh mitten unter uns befindet.“

Viktor drückte sich an mich.

„Wollen wir...“, meinte er, „wollen wir nicht wegfahren und diesen Kerl suchen?“

„Alles zu seiner Zeit“, sagte ich zu ihm. „Kann sein, daß wir fahren. Aber vorläufig vergiß die ganze Sache. Du weißt doch, was du der Mutter versprochen hast? Nach den Ferien der beste Schüler zu werden.“

### Das Märchen vom feigen Teufel

Der Bürgerkrieg war zu Ende, und das friedliche Leben begann. Der Boden mußte bestellt, Fabriken und Werke mußten wiederaufgebaut werden, überall hatte der Krieg seine Spuren hinterlassen. Vieles war zu tun, um im Lande Ordnung zu schallen. Die Feinde wurden verschlagener, handelten im geheimen, und es war nicht immer leicht, zwischen Feind und Freund zu unterscheiden.

Ich wurde zur Arbeit nach Moskau berufen, und Viktor fuhr mit mir. Sinaida Pawlowna verheiratete sich mit einem Wohnungsnachbar, für sie gab es neue Sorgen, und ich hatte sie überredet, den Sohn ziehen zu lassen. Mit Viktor brauchte ich nichts zu vereinbaren. Es verstand sich gewissermaßen von selbst, daß er nach Abschluß der Schule gemeinsam mit mir arbeiten würde. Schon mit dreizehn Jahren hielt er sich für einen Tschekisten.

Im Sommer 1922 begab sich eine Kommission in den Ural. Sie bestand aus Ingenieuren und Wirtschaftsfunktionären. Auch ich war ihr zugeteilt – als Vertreter der GPU, der Staatlichen Politischen Verwaltung.

Die Kommission sollte die Eisenerzgruben überprüfen und überlegen, wie sie wieder in Gang gesetzt und ausgebaut werden könnten. Aber eigentlich steckte hinter ihrer Reise mehr. Die Leiter verschiedener Sowjetinstitutionen – sie wurden später von unseren Abwehrorganen als Feinde ent-

larvt – hatten vorgeschlagen, einige lebenswichtige Zweige der Volkswirtschaft an ausländische Kapitalisten zu verpachten. Der Bericht der Kommission über den Zustand der Gruben konnte der Regierung die Entscheidung dieser Frage erleichtern.

Viktor bat mich, ihn mitzunehmen. Ich war einverstanden. Es konnte ihm nichts schaden, während des Sommers den Ural kennenzulernen. Anfangs dachte ich, daß er mich einfach begleiten sollte, doch dann kam mir der Gedanke, die Reise gewissermaßen als Schulung zu benutzen, die Viktor später von Nutzen sein konnte.

„Gut, ich nehme dich mit“, sagte ich. „Doch wirst du allein fahren. Ich darf dich weder sehen noch hören. Nur von Zeit zu Zeit, alle ein bis zwei Tage, wirst du Mittel und Wege finden, mit mir unter vier Augen zu sprechen. Es soll eine Prüfung für dich sein. Bald wirst du selbständig arbeiten und dich sicherlich mit größeren Aufgaben befassen müssen.“

Viktor war einverstanden. Ich gab ihm Geld und einen Ausweis, der ihn zu einem Zeitschriftenvertreter machte. Ich hatte keine Angst um ihn. Er war inzwischen sechzehn geworden, im letzten Jahr sehr gewachsen und gab sich schon recht vernünftig.

Kurz vor der Abreise kamen die Kommissionsmitglieder zu einer Besprechung zusammen. Leiter war der namhafte Geologe Professor Sawin, ein lebhafter und gesprächiger Dicker; er hatte es immer so eilig, als fürchte er, sein Leben reiche nicht aus, um all das zu tun, wozu er berufen war. Auch ein prominenter Sowjetfunktionär nahm teil – nennen wir ihn meinethalben Basarow.

„Gehrte Kollegen!“ sagte Sawin hastig, als er die Sitzung eröffnete. „Wir müssen energisch und ohne Zeitverlust handeln. Die Gruben sind so zu besichtigen, daß jede Lore er-

faßt wird. Nach der Überprüfung werden wir einen Plan zur Wiederingangsetzung der stillgelegten Gruben entwerfen, zur Erweiterung der Abbauarbeiten, zur Steigerung der Förderleistungen...“

„Sie gehen etwas über die Aufgaben der Kommission hinaus“, unterbrach Basarow sehr höflich und ruhig die Ausführungen Sawins. „Die Kommission hat uns den Zustand der Gruben unvoreingenommen zu schildern. Alles Weitere wird unter dem Gesichtspunkt der gesamtstaatlichen Interessen in Moskau entschieden.“

Sawin widersprach, beide stritten sich. Basarow nutzte seine einflußreiche Stellung und fuhr dem Professor über den Mund. Sawin wurde unsicher, murmelte noch etwas in seinen Bart und schwieg.

Damals maß ich diesem Geplänkel weiter keine Bedeutung bei, es fiel mir erst nach vielen Jahren wieder ein, als die feindliche Tätigkeit Basarows entlarvt wurde. In jenen Tagen ahnte ich noch nicht, wie überaus geschickt sich Verräter maskieren können.

Unsere Kommission fuhr zum festgesetzten Zeitpunkt ab. Von Moskau bis zum Ural ist es weit, aber Langeweile kam nicht auf. Es stand uns ja auch eine Arbeit bevor, die für unsere gesamte Industrie fruchtbar werden konnte. Die Ingenieure waren während der Kriegsjahre geradezu ausgehungert. Sie verlangten nach schöpferischer Tätigkeit und gingen nun eifrig ans Pläneschmieden. Besonders Sawin verfaßte verschiedene Entwürfe für die Rekonstruktion der Gruben. Damit fand er bei seinen Kollegen ein starkes Echo, obwohl anfangs nicht gleich alle den rosigen Plänen des Professors zustimmten. Er brauchte jedoch nur wie nebenbei die alte Ansicht zu erwähnen, wonach die ausländischen Ingenieure den russischen überlegen seien, und schon war aller Klein-

mut verschwunden, denn das wollte doch niemand auf sich sitzen lassen. Ich war unter der ganzen Gesellschaft der einzige Laie, doch genierte ich mich nicht, Fragen zu stellen, und meine Reisegefährten vermittelten mir geduldig ihr Wissen.

Mich interessierte, ob Viktor ebenfalls mit diesem Zug fuhr. Mehrmals ging ich durch die Wagen, sah in die Dienstabteile der Schaffner und blickte sogar in den Führerstand der Lokomotive – alles vergeblich: Viktor war nirgends zu erblicken. Als ich mir jedoch auf irgendeiner Station die Beine vertreten wollte und meinen Mantel überzog, fand ich in dessen Tasche ein Zettelchen: „Suche mich nicht, ich bin da.“

Am Bestimmungsort angekommen, begannen wir unsere Reise durch den Ural. Wir benutzten Bahn, Pferde und Dampfer und waren bemüht, recht viele Gruben zu besichtigen. Wir kletterten in Tagebauen und auf Halden umher, fuhren in Schächte ein, registrierten brauchbare und unbrauchbare Maschinen und führten lange Gespräche mit den Arbeitern und Angestellten. Überall herrschte die gleiche Stimmung: alle sehnten sich nach Arbeit, alle halfen uns freudig, klagten über die Störungen und erwarteten von uns Hilfe.

„Nutzen wir alle vorhandenen Reserven vernünftig, dann werden wir auch keinerlei Unterstützung vom Ausland brauchen!“ Das war Sawins ständiger Leitsatz.

Doch verlief bei weitem nicht alles so glatt, wie er es sich wünschte. Viele Gruben waren vernachlässigt, in anderen wurde Raubbau getrieben, in manchen hatte man sogar Teile der Ausrüstung gestohlen. Die größte Sorge bereiteten uns jedoch die ersoffenen Schächte, die Einstürze und Erdrutsche, die wir immer wieder vorfanden. Niemand wußte,

wann und wie die Unglücke stattgefunden hatten, und diese betrübliche Entdeckung verdarb uns noch mehr die Laune.

„Warum werden diese abgesoffenen Schächte bei Ihnen als in gutem Zustand befindlich geführt?“ knurrte der Professor auf Schritt und Tritt die örtlichen Funktionäre an.

„Aber wir haben die Gruben doch erst vor vier Monaten besucht, und da war noch alles in Ordnung“, rechtfertigten sie sich.

Wenn die Einstürze, Erdbeben und ersoffenen Schächte eine natürliche Folge des Bürgerkrieges waren, hatten die örtlichen Funktionäre doch über sie Bescheid wissen müssen. Seltsamerweise staunten sie aber nicht weniger als wir. Was sollten wir davon halten? Alle konnten doch nicht Schlafmützen, Faulpelze oder Betrüger sein! Hängen vielleicht alle diese Erdbeben und Wassereintritte mit der Ankunft der Kommission zusammen? dachte ich. Wir haben immerhin den Feldzug gegen den Kapitalismus begonnen, und der Feind leistet uns Widerstand. Vielleicht ist jemand daran interessiert, die Schwierigkeiten für die Wiederherstellung der Uralbergwerke größer zu machen, als sie ohnehin schon sind?

Unsere Reiseroute war festgelegt und bereits vor Beginn der Überprüfung zusammen mit einem Artikel Sawins in den örtlichen Zeitungen erschienen. Am Ende der Reise sollte die Kommission die berühmten Krutogorsker Gruben besichtigen, die größten und reichsten im Gebiet. Ich beschloß, der Kommission vom Reiseziel aus entgegenzufahren. Gab es hier wirklich Verbrecher, die Einstürze und Wassereintritte organisierten, so würde mein vorzeitiges Auftauchen in Krutogorsk ihr Konzept durcheinanderbringen.

Sawin wunderte sich etwas über mein Vorhaben, aber ich erklärte ihm, ich wolle die Krutogorsker Organisationen auf

die Ankunft der Kommission vorbereiten, und letztlich stimmte mir der Professor zu. Auf mein Drängen versprach er mir sogar, einen kurzen Artikel zu schreiben. Darin sollte stehen, die Kommission habe sich in zwei Gruppen geteilt, und die eine werde unverzüglich die Krutogorsker Gruben besichtigen, deren Zustand für die Schlußfolgerungen der Kommission von ausschlaggebender Bedeutung sei. Damit hoffte ich zu erreichen, daß die Saboteure – sofern sie überhaupt existierten – ihr Tätigkeitsfeld möglichst schnell nach Krutogorsk verlegten.

Ehe ich mich auf den Weg machte, wollte ich Viktor von meiner Abreise verständigen.

Im Zug hatte ich ihn wirklich nicht entdeckt, und als er mich dann unversehens im Korridor eines Gasthauses anhielt, fragte ich ihn sogleich, wo er sich vor mir verborgen habe. Eigentlich wollte er bis zu unserer Rückkehr nach Moskau nicht mit der Sprache herausrücken, konnte sich aber dann doch nicht beherrschen und gestand: Von der Schwester seines Freundes hatte er sich ein Kleid erbeten und dieses die ganze Reise über getragen. Fünfmal war ich an ihm vorübergegangen.

„Das ist ja eine schöne Hanswurstiade“, sagte ich.

„Doch erkannt hast du mich nicht?“ entgegnete Viktor leicht gekränkt.

„Trotzdem ist das unsinnig und witzlos“, widersprach ich.

„Ich habe dich nicht erkannt, aber andere hätten den Betrug merken können.“

Viktor blieb starrköpfig. „Der Zweck ist doch erfüllt.“

Ich war wirklich unzufrieden mit ihm. Wenn es Viktor auch verstanden hatte, mich hinters Licht zu führen, so schien mir doch, daß er mit seiner Maskerade übertrieben und eine ernste Sache zu einem Spiel gemacht hatte.

Darum folgte er mir fernerhin in einem natürlicheren Äußeren.

„Ich gehe derweil zur Grubenverwaltung. Dort warte ich auf Sie.“

„Einverstanden?“ fragte der Vorsitzende Gubinski.

„Meinetwegen“, willigte dieser ein. „Aber wenn Sie in den Schacht gehen wollen, warten Sie auf mich. Allein ist es für Sie unbequem...“

Ich ließ Gubinski beim Grubenkomitee zurück. Natürlich ging ich nicht zur Verwaltung, sondern schnellstens zu den Schächten, von deren Besichtigung mir Gubinski abgeraten hatte. Unterwegs fand ich einen Begleiter, und hinunter ging's, bis zu den untersten Stollen... Ich sah keinerlei Zerstörungen.

Aus welchem Grunde hatte Gubinski mich so belogen? Der Betrug wurde doch ohnehin aufgedeckt, sobald die Kommission kam und alle Schächte besichtigte, auch die zerstörten und abgesoffenen. Interessant! Jetzt hieß es aufpassen.

Gubinski fand mich, wie ausgemacht, in der Verwaltung.

„Ich denke, wir sollten die untersten Stollen doch noch aufsuchen“, sagte ich zu ihm, „vielleicht sind sie trotz der Schäden begehbar.“

„Wo denken Sie hin!“ widersprach er lachend. „Die Förderkörbe kommen nicht mehr hoch, und die Leitern in den Schächten sind zerbrochen. In einer Woche, wenn die Kommission eintrifft, sind sie ausgebessert, und dann können auch wir hinunter.“

Selbstverständlich ließ ich mich von ihm „überreden“ und nahm meinen Vorschlag zurück. Wir gingen durch einen Tagebau, und bei den Häusern trennten wir uns.

Nach dem Mittagessen legte ich mich etwas hin.

„Bist du da?“ fragte ich.

Natürlich war mein braver Bursche auf seinem Posten.

„Unser Spiel ist zu Ende“, eröffnete ich ihm. „Jetzt, Bruder, halte die Ohren steif. Um mich brauchst du dir keine Sorgen zu machen, ich werde mich schon vorsehen. Du erhältst folgenden Auftrag. Folge all diesen Leuten, die sich unter meinen Fenstern herumtreiben und mir auf den Fersen sind. Stelle fest, wer sie sind, woher sie kommen und wo sie sich treffen. Sei aber nicht übereifrig dabei, laß dir nicht anmerken, daß wir uns für sie interessieren. Morgen abend, wenn es dämmt, erwarte mich an der Kirche hinter dem Telegrafnamt.“

Am nächsten Morgen machte es mir großes Vergnügen, Gubinski in Verwirrung zu bringen.

„Na, bald werden wir uns trennen müssen“, teilte ich ihm mit. „Ich habe ein Telegramm bekommen. Die Kommission hat beschlossen, ihren Aufenthalt im Ural abzukürzen; alles ist schon mehr oder weniger klar. In zwei oder drei Tagen wird die Kommission in Krutogorsk eintreffen, die hiesigen Gruben besichtigen und damit ihre Arbeit beenden.“

Gubinski wurde offensichtlich unruhig, stellte nichtssagen- de Fragen und suchte andauernd nach einem Vorwand, weg- zugehen.

Tatsächlich verließ er mich auch bald. Ich aber gab in der Grubenverwaltung Bescheid, daß die Kommission früher eintreffen werde, und bestellte im Gasthaus die Zimmer. Dann suchte ich den Bevollmächtigten der GPU auf und vereinbarte mit ihm, daß sich seine Mitarbeiter ab sofort einsatzbereit halten sollten.

Mir verblieben nur einige Stunden. Gewiß wurde auch ich nervös, trotzdem zwang ich mich, Mittagbrot zu essen und einzuschlafen. In der Dämmerung erwachte ich, schaute aus dem Fenster und erblickte auf der Außentreppe des Gasthau-

ses einen mir verdächtig scheinenden Mann. Ich trat ins Zimmer zurück, legte meine Mütze auf das Fensterbrett, hängte eine Hose über die Stuhllehne und lockerte die Bettdecke so auf, daß es aussah, als liege ein Mensch im Bett und schlafe. Dann schlüpfte ich unauffällig auf den Korridor. Obwohl ich meine Gegner nicht für sehr umsichtig hielt, rechnete ich doch mit der Möglichkeit, daß auch an der Hintertreppe so ein Kerl lauerte. Darum ging ich bis ans Ende des Korridors, öffnete das Fenster, schwang mich rasch hinaus in den Hof des Nebenhauses, drückte den Fensterflügel wieder zu, und binnen weniger Minuten war ich meinen Aufpassern aus den Augen.

Wie verabredet, traf ich Viktor hinter der Kirche. Er saß auf einem Bänkchen neben einer Grabstätte und starrte auf den Rasen.

„Nun, hast du was erreicht?“ fragte ich und setzte mich neben ihn.

„Es geht“, sagte er. „Alle sind irgendwelche Unternehmer! Glotow, Kirjakow, Botschin, etwa fünfzehn Personen. Die Spitzel sind ihre Söhne, es können aber auch Arbeiter dabei sein. Am häufigsten versammeln sie sich bei Kirjakow. Dort gehen sie ein und aus, gerade wie in einem Stabsquartier.“

„Gehört Gubinski auch zu ihnen?“

„Der Techniker, der dich immer begleitet? Nein, den habe ich nicht gesehen.“

„Jetzt gehen wir zu den Gruben“, erklärte ich. „Ich steige in einen Schacht hinab, du versteckst dich oben und wartest. Da werden sich wohl heute Besucher einfinden. Sowie sie aus dem Schacht zurückkommen, folgst du ihnen unauffällig und stellst fest, wohin sie gehen. Dann kehrst du hierher zurück und triffst dich mit mir. Wenn ich bis zwölf nicht da sein sollte, gehst du zur GPU, fragst nach Wassiljew und

erzählst alles, was du weißt.“

„Und wenn ich mit dir hinunterginge?“

„Das nächste Mal“, entschied ich.

An den Strassen der Tagebaue vorüber näherten wir uns dem Schacht, den die Arbeiter den „Reichen“ nannten und in den mich Gubinski nicht einfahren lassen wollte. Ich berührte Viktor an der Schulter, er verstand mich und tauchte folgsam unter in der nächtlichen Finsternis, die inzwischen hereingebrochen war.

Ich vergewisserte mich, daß ich die Revolver eingesteckt hatte, und nahm die Taschenlampe zur Hand, wagte jedoch nicht, mit ihr zu leuchten. Allmählich gewöhnte ich mich an die Dunkelheit. Am Schacht angekommen, lauschte ich angestrengt. Alles war still. Über mehrere Leitern kletterte ich vorsichtig in die Tiefe, mit den Füßen nach den Sprossen tastend.

Unten angelangt, ging ich etwas zur Seite und versteckte mich. Finsternis, Stille. Mir war, als sei für die ganze Welt ewige Nacht angebrochen und ich allein sei übriggeblieben. Das Herz schlug mir bis zum Halse...

Plötzlich vernahm ich das Schurren von Schuhen, ein leichtes Klopfen, einen schwachen Lichtschein... Sie kamen. Ich rührte mich nicht. Zwei, nein, drei Mann stiegen die Leitern herab. Jeder trug eine Grubenlampe am Gürtel. Ich kroch noch weiter zurück. Sie richteten sich auf und unterhielten sich. Die Gesichter konnte ich nicht sehen, aber an den Stimmen hörte ich, daß Gubinski nicht dabei war. Und ich hatte gehofft, gerade ihm hier unten zu begegnen!

„Wo hast du das Dynamit liegen?“ fragte einer.

„Weiter unten“, antwortete ein anderer.

Sie gingen abwärts, und ich folgte ihnen mit Abstand, dem Lichtschein ihrer Lampen nach. Am Ende wollen sie den

Schacht schon heute sprengen? dachte ich. Sie hier festzunehmen, wird mir nicht gelingen. Ich war in einer schwierigen Lage: Wenn ich hier stolperte oder irgendein anderes Geräusch verursachte, würden sie mich würgen wie eine Maus in der Falle, und meine Revolver nützten mir gar nichts.

Die nächtlichen Besucher trugen etwas von einer Stelle zur anderen, machten sich zu schaffen...

Da hörte ich einen von ihnen fragen:

„Wer wird sie anzünden?“

„Morgen schicken wir Filja her“, antwortete ein anderer.

Ein Stein fiel mir vom Herzen.

Sie waren bald fertig und krochen wieder zur Leiter. Ich ließ sie hinausklettern, wartete eine Weile, damit ich nicht zufällig auf sie stieß, und kletterte dann hinterher. Als ich zur Kirche zurückkam, war Viktor noch nicht da. Doch bald keuchte er ganz außer Atem heran.

„Bei Kirjakow sind sie“, stieß er hervor. „Etwa acht Männer.“

„Führe mich hin“, bat ich.

Kirjakows Haus stand fast am Stadtrand, in einer Straße, die keinesfalls städtisch, sondern breit und ungepflastert war wie in einem Dorf. Gleich hinter den Häusern lagen die Felder, und etwas weiter begann schon der Wald. Kirjakow bewohnte ein einstöckiges Holzhaus aus starken, eisenbeschlagenen Bohlen. Es hatte große Fenster und war von einem hohen Zaun umgeben. Die Fenster waren erleuchtet.

Ich zog mich an dem Zaun hoch und blickte hinüber. In einer Hofecke rasselte ein Hund mit der Kette. Er war angebunden, also mußten Fremde im Hause sein. Durch das Fenster sah ich Leute am Tisch sitzen und essen.

Das trifft sich ausgezeichnet, dachte ich; wer weiß, wann

sie wieder alle so beieinander sind? Diese Gelegenheit muß genutzt werden.

„Viktor“, sagte ich, „lauf schnell zu Wassiljew. Sie sollen sofort hierherfahren. Ich werde inzwischen aufpassen.“

Viktor lief weg, ich aber ging vorsichtshalber zum Nachbarhaus und stellte mich ins Dunkel. Da stand ich also und blickte durch den Zaun, von Ungeduld geplagt. Plötzlich hörte ich hinter mir eine süßliche Stimme:

„Sie interessieren sich wohl dafür, wie wir leben, Genosse Pronin?“

Ich drehte mich um: vor mir stand Gubinski, neben ihm zwei Burschen, groß und breit wie Schränke.

„Gewiß“, sagte ich rasch. „Habe einen Spaziergang durch die Stadt gemacht und bin hier hängengeblieben. Dort wird wohl Namenstag gefeiert?“

„Keineswegs“, erwiderte Gubinski. „Dort wohnt Kirjakow. Zu ihm kommen immer Leute. Er erzählt gern Märchen. Heute ist sogar ein Fremder da, der will sie aufschreiben. Eigens deswegen ist er hergekommen. Er interessiert sich für Lieder, für Sagen... Wollen Sie nicht mit hereinkommen?“

„Ein andermal gern. Heute ist es schon spät.“

„Was heißt hier spät!“ antwortete Gubinski. „Der Hausherr wird sich freuen. Mein Wort, kommen Sie nur.“

„Ich bin müde“, erklärte ich. „Ein andermal.“

„Kommen Sie nur, kommen Sie“, lud mich Gubinski ein.

Ich sah ein, daß mir alle Ausreden nichts nützten. Die zwei Burschen nahmen mich in ihre Mitte.

Wir gingen zum Tor. Es war verschlossen. Gubinski klopfte. Aber nicht so, wie man gewöhnlich klopft, sondern in Abständen. Natürlich, ein verabredetes Zeichen. Jemand kam aus dem Haus, schob den Riegel zur Seite und öffnete.

Vor uns stand ein kleiner Mann, nicht mehr jung, mit einem Bärtchen.

„Pawel Fjodorowitsch“, sagte Gubinski, „ich bringe dir einen Gast. Wir kommen, um deine Märchen anzuhören.“

„Bitte sehr!“ antwortete der Hausherr. „Gäste sind immer gern gesehen.“

Er verriegelte das Tor wieder und führte uns durch den Vorgarten. Da ging ich nun allein in die Höhle des Löwen, doch was blieb mir anderes übrig?

Wir traten in die Stube. Von der Decke hing eine Petroleumlampe herab. Am Tisch saßen Leute, acht Mann. Satte Gesichter, ordentliche Kleidung: dem Aussehen nach wohlhabende Spießbürger. Nur der Fremde stach von Ihnen ab – er war anders gekleidet und hatte ein intelligenteres Gesicht. Auf dem Tisch stand eine Flasche Wodka und ein Imbiß. Die Gäste sahen nicht danach aus, als hätten sie viel getrunken.

„Da ist noch ein Gast gekommen – der Genosse Pronin“, stellte mich Gubinski vor.

„Wollen Sie uns nicht lieber Ihren Vor- und Vatersnamen nennen?“ fragte der Hausherr.

„Iwan Nikolajewitsch“, sagte ich.

„Sehr schön“, meinte er. „Fühlen Sie sich wie zu Hause, nehmen Sie Platz.“

Ich bemerkte, daß mich alle verstohlen musterten.

„Wo haben Sie sich denn so schmutzig gemacht?“ fragte Gubinski etwas spöttisch. „Sie sehen ja aus wie ein Betrunkener, der sich auf der Erde gewälzt hat. Sind Sie gefallen?“

„Ja, ich bin ausgerutscht“, sagte ich und verbarg meine Wut. Ich verstand wohl, daß er sich über mich lustig machte.

Nachdem ich alle mit einem Händedruck begrüßt hatte, setzte ich mich. Man schenkte mir ein Glas Wodka ein und

schob mir eine Schüssel mit Sülze heran. Ich dankte.

„Erzähl jetzt weiter, Pawel Fjodorowitsch“, forderte Gubinski den Hausherrn auf. „Wir sind extra gekommen, um dir zuzuhören.“

„Am besten, ich fange noch mal von vorn an“, entgegnete Kirjakow. „Die anderen werden wohl nichts dagegen haben, und für Iwan Nikolajewitsch ist es so interessanter.“

Alles verlief friedlich und angenehm. Ich nahm eine Scheibe Brot und aus einem Glas Meerrettich und aß ein Stück Sülze... Wie würde es weitergehen?

„Ich erzähle da ein Märchen aus dem Ural“, wandte sich Kirjakow an mich. „Es handelt davon, wie der Teufel und ein Schmied ihre Arbeitsplätze tauschen wollten... Begann da ein Schmied in einer Schmiede zu arbeiten, mußte vierzehn Stunden am Tage am Feuer stehen und wurde ganz schwarz vor Ruß, wie ein richtiger Teufel. Nach der Arbeit aber ging's in die Schenke! Wer sollte da nicht trinken, wenn ein jeder trank? Der Schmied kam also in die Schenke, trank sich voll, ließ anschreiben und begann dann zu krakeelen. Sofort faßte ihn der Schankwirt am Kragen und warf ihn auf die Straße: ‚Mach, daß du fortkommst, du schmutziger Teufel!‘ Selbst aber kreidete er ihm einen halben Rubel mehr an. Der Schmied ging nach Hause, das Herz tat ihm weh, er schimpfte auf die Verwalter, den Herrn, den Schankwirt, mit einem Wort auf all die Teufel, die ihm das Blut aussaugten.“

Die Gäste saßen und lauschten. Ich stocherte in meiner Sülze herum und betrachtete heimlich meine Nachbarn: Alles gesunde, kräftige Männer. Kirjakow erzählte weiter:

„Wieder einmal warf der Wirt den Schmied aus der Schenke und schimpfte ihn einen Dreckteufel! Da dachte der arme Schlucker so bei sich: Wohl bin ich kein Teufel, aber mit

Vergnügen würde ich einer sein und in der Hölle wohnen. Der Teufel aber mag meinen Platz einnehmen, dann wird er merken, wie süß mein Leben ist. Nun ist es aber mit dem Teufel so: kaum spricht man von ihm, schon ist er da. Der Teufel hörte also, daß der Schmied ihn herbeiwünschte, und dachte: Warte, Freundchen, du sollst mir die Hölle noch fürchten lernen! Sogleich trat er zum Schmied und sprach: ‚Guten Tag. Schmied, da bin ich! Du willst deinen Platz mit mir tauschen?‘ Der Schmied staunte zwar, liebte es aber nicht, unnütz Worte zu verlieren, und sagte kurz: ‚Abgemacht! Ich gehe zu dir in die Hölle, und du kommst für mich in die Schmiede. Bei dir ist es besser.‘ Der Teufel ärgerte sich über den Schmied, weil dieser seine Hölle lobte, und fuhr mit ihm sogleich hinunter, daß er die Sünder in den Pechkesseln schmoren sehe...“

Währenddessen prägte ich mir die Gesichter meiner Tischnachbarn Pin. Nur das Gesicht des Fremden konnte ich nicht recht erkennen: er saß im Schatten, tief über sein Notizbuch gebeugt, und schrieb immerzu. Lange saß er so, aber ich merkte, daß er meinen Blick auf sich ruhen fühlte. Plötzlich hob er den Kopf... Ich will nicht übertreiben, aber mir wurde ganz scheußlich zumute, so, als schmorte ich selbst im Pechkessel. Ich erkannte ihn: Im Jahre neunzehn hatte er sich als Dorflehrer ausgegeben, im Jahre zwanzig als Rotarunist von der Grenzwache... Sollte er mir auch diesmal wieder entwischen? Wo blieben nur die Unseren? Was konnte sie aufgehalten haben?

Kirjakow aber erzählte immer noch:

„Sie kamen in die Hölle. Der Teufel führte den Schmied durch die feurige Gehenna, zeigte ihm die Sünder in den Pechkesseln und dachte bei sich Gleich wird er sich entsetzen und wieder auf die Erde zurückwollen Der Schmied aber

spazierte, als sei er in der Hölle zu Hause, und sprach: „Das soll das Fegefeuer sein? Deine Großmutter soll dich holen, wenn du mich zum Narren hältst! Komm mit auf die Erde, ich will dir die wirkliche Hölle zeigen.“

Ich sah zu meinem alten Bekannten hinüber und spürte, daß er mich ebenfalls erkannt hatte und sogar wußte, daß ich ihn wiedererkannt hatte. Wir sahen einander an, als würden wir auf etwas warten, und ich dachte; Wer von uns beiden wird wohl zuerst die Beherrschung verlieren?

„Ist denn die Geschichte nicht bald zu Ende?“ unterbrach mein Gegner plötzlich den Hausherrn.

„Aber gewiß doch“, antwortete Kirjakow. „Der Schluß kommt gleich! Nur eine Kleinigkeit ist noch zu erzählen.... Der Schmied schleppte also den Teufel zur Schmiede sie traten ein und gingen herum, der Schmied vorneweg der Teufel hinterdrein. Vor lauter Staub und Ruß herrschte finstere Nacht, hundert Schmiedefeuher brannten, vierhundert Hämmer pochten, die Arbeiter waren kohlrabenschwarz. Glühendes Eisen wurde aus der Esse gezogen – da verging dem Teufel Hören und Sehen, er konnte kaum noch atmen. Zu allem Unglück erblickte da der Herr den Schmied und schrie: Was lungerst du hier ohne Arbeit herum, du Teufel? Die Fresse schlage ich dir voll!“ Der Teufel erschrak gewaltig und fragte: „Wer ist denn das?“ Der Schmied antwortete. Der prügelt alle, auch dich.“

Plötzlich spürte ich – es stand jemand hinter mir, blies mir seinen Atem ins Genick. Sollten sie wirklich etwas gemerkt haben? Sollten die Unseren nicht leise genug herangekommen sein? Ich blickte unverwandt auf Kirjakow .

„Der Teufel wollte weggehen, doch der Schmied hielt ihn zurück: „Wohin denn? Schau dir nur an, wie der Herr mit uns umspringt. Daraus kannst du lernen, wie du die Sünder be-

handeln muß. Doch der Teufel hatte vor Furcht das Sprechen verlernt, er kniff den Schwanz ein und war im nächsten Augenblick verschwunden.“

Nun sah mich Kirjakow an, lachte mit den Augen, glättete den Bart, nickte unmerklich und sagte: „Da habt ihr den Schluß.“

Im gleichen Augenblick schlug etwas Schweres auf mich nieder, vor meinen Augen stieg es hoch wie lila Nebel, und mir war, als werde, mir der Schädel gespalten...

Nach einer Woche kam ich im Krankenhaus wieder zu mir. Ich erfuhr, daß man mir mit einem Holzscheit auf den Kopf geschlagen hatte. Es sei erstaunlich, daß ich am Leben geblieben sei.

Ich bat, Viktor zu rufen.

„Was war?“ fragte ich ihn.

„Sie haben gehört, daß wir kamen, und da haben sie dich niedergeschlagen“, erzählte Viktor. „Zwei versuchten das Feuer zu erwidern, doch als sie sahen, daß wir ein ganzer Trupp waren, ergaben sie sich.“

„Sind alle festgenommen?“

„Natürlich, alle. Es war eine ganze Bande.“

„Achtet besonders auf den Rogers.“

„Auf welchen Rogers?“ fragte Viktor.

„Wieso auf welchen?“ fragte ich meinerseits. „Außer den Hiesigen war doch bei Kirjakow noch so ein Fremder!“

„Stimmt“, sagte Viktor. „Irgend so ein Wissenschaftler. Alle möglichen Lieder und Märchen hat er gesammelt. Er war unverschuldet in des Teufels Küche geraten, hatte Kirjakow nur besucht, um seine Märchen zu hören... Freilich wurde auch er festgenommen, doch seine Papiere waren in Ordnung. Er regte sich furchtbar auf, verlangte, man solle seinen wegen telegrafisch in Moskau anfragen. Die Antwort kam

von Basarow selbst. Er telegraphierte: unverzüglich freilassen.“

„Na und?“

„Natürlich wurde er freigelassen...“

Was half meine Verzweiflung? Was half es daß ich aufspringen und fortlaufen wollte? Ich war krank, und er war entkommen. Zum drittenmal entkommen.

Als Folklorist hatte Rogers den ganzen Ural bereist, Saboteure und Diversanten angeworben und alle Vorkehrungen getroffen, um die ohnehin schon schwere Lage des Bergbaus noch weiter zu verschlechtern. Die Sowjetregierung sollte gezwungen werden, die Uralgruben in ausländische Konzession zu geben. Als ich nun mitteilte, unter welchem Deckmantel Rogers gereist war, bereitete es wenig Schwierigkeiten, zu ermitteln, wo er sich aufgehalten und mit wem er gesprochen hatte. Dadurch gelang es, ganze Verschwörer-nerster ehemaliger Industrieller und Händler, Kulaken und Koltshakleute auszuheben.

Über Rogers selbst wurde sofort nach Moskau gedrahtet, doch es war ihm bereits geglückt, über die Grenze zu entweichen. Ein ausländischer Kaufmann, der Rogers sehr ähnelte, meldete den Verlust seines Reisepasses – allerdings erst verdächtig spät, als Rogers sicher bereits mit Hilfe des Passes die Grenze überschritten hatte... Hier war wirklich nichts mehr zu machen. Basarow stand damals noch außer jedem Verdacht; ihn zu entlarven, gelang erst viel später.

Die Uralgruben aber – die haben wir selbst in Ordnung gebracht. Mehr noch: Ohne ausländische Hilfe errichteten wir dort Dutzende neuer Schächte und Werke.

Fortsetzung im nächsten Heft: „Die mexikanische Agave“

Erich Köhler

DAS PFERD UND SEIN HERR

66 Seiten, zellophaniert 2,40 DM

Die ungewöhnliche Geschichte einer großen Tierliebe



Alexander Kosatschinski

DER GRÜNE WAGEN

104 Seiten, zellophaniert 2,40 DM

Eine heitere Kriminalerzählung

Wera Panowa

KLEINER MANN

IN GROSSER WELT

124 Seiten, zellophaniert 2,40 DM

Die Abenteuer und Erlebnisse eines noch sehr kleinen Jungen



VERLAG KULTUR UND FORTSCHRITT BERLIN